GÜNTHER JUST

HANS-ULRICH RUDEL

Adler der Ostfront

Hans-Ulrich Rudel — Adler der Ostfront

„Wie es auch sei, aber Rudel ist der größte Flieger, den die Geschichte kennt!!! Ich möchte ihn mal sehen und ihm die Hand drücken!! Er ist ein bewundernswerter Mensch!!" Das schrieb ein ehemaliger Gegner, ein sowjetrussischer Hauptmann und Bombenflieger.
„Wie schade, daß er nicht unsere Uniform trug!", bekennt Pierre Clostermann, ein prominenter französischer Parlamentarier, der erfolgreichste Kriegsflieger Frankreichs.
„Sie sind der größte und tapferste Soldat, den das deutsche Volk hat und je gehabt hat", sagte Adolf Hitler, der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, zu Hans-Ulrich Rudel, als er ihm am 1. Januar 1945 in Anwesenheit der Befehlshaber aller Wehrmachtsteile als einzigem deutschen Soldaten die höchste Tapferkeitsauszeichnung der Großdeutschen Wehrmacht verlieh: Das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.
Oberst Hans-Ulrich Rudel, mit 2530 Feindflügen, 519 abgeschossenen russischen Panzern, einem versenkten Schlachtschiff und anderen vernichteten Schiffseinheiten der Sowjets, erfolgreichster Kriegsflieger der Welt, von Freunden und Kameraden der „Tapferste der Tapferen" genannt, selbst von ehemaligen Kriegsgegnern in West und sogar in Ost verehrt, bewundert und geachtet, ist über ein Vierteljahrhundert nach Kriegsende bei den „Landsern" der Ostfront immer noch ein „legendärer Begriff". Rudel mit seinen auffällig langen, zwei 3,7-cm-Geschützen unter seiner Maschine und die Stuka-Flieger seines erfolgreichen „Immelmann"-Schlachtgeschwaders waren nur zu oft an allen Brennpunkten der Front als „Feuerwehr" letzte Rettung und Abwehrhoffnung gegen die durchgebrochene rote Panzerflut. Unzählige „Landser" und Flüchtlingstrecks verdanken ihr Leben und Durchkommen dem „Adler der Ostfront". Sein persönlicher Einsatz und Opfermut — zuletzt ohne Rücksicht auf seinen blutenden Beinstumpf — waren sehr oft entscheidend für die jeweilige Gesamtlage an der Ostfront.
Treue zu Deutschland — im Krieg und in der Nachkriegszeit — Mannesmut und Pflichterfüllung, Kameradschaft und Opferbereitschaft im Einsatz für sein Vaterland und für seine hinter der russischen Front notgelandeten Stuka-Kameraden — das alles verkörpert der beinamputierte Oberst Rudel. Wer wohl wäre als Vorbild für die heutige Jugend besser geeignet als dieser Mann?
Einmalig, wie seine Erfolge als Schlachtflieger, sind auch seine sportlichen Leistungen nach dem Kriege: Trotz Beinprothese bezwang er den höchsten Vulkan der Erde (fast 7000 m hoch) und errang als Kriegsversehrter unter gesunden Wettkampfteilnehmern zahlreiche Sportsiege.
Von den lizenzierten „Meinungsmachern" der Bundesrepublik oft verketzert oder totgeschwiegen, aber in der Presse und im Fernsehen der östlichen und westlichen Welt fair und objektiv gewürdigt, ist Rudel, der Pfarrersohn aus Konradswaldau im deutschen Schlesien, der Inbegriff für kämpferischen Mut, Opferbereitschaft und soldatische Pflichterfüllung.
Den Versuch einer Würdigung dieses wohl einmaligen Kämpfers und charakterstarken Mannes, der schon zu Lebzeiten als „Adler der Ostfront" in die Geschichte unseres Volkes einging, unternimmt dieses Buch, geschrieben von einem Schlachtfliegerkameraden.

HANS-ULRICH RUDEL

Just Hans-Ulrich Rudel – Adler der Ostfront Z

HANS-ULRICH RUDEL



GÜNTHER JUST

HANS-ULRICH RUDEL

ADLER DER OSTFRONT

N

NATIONAL-VERLAG · HANNOVER

1971
1. Auflage

Printed in Germany

ISBN 3 920 722 08 6
Gesamtherstellung: Kölle-Druck, Preuß. Oldendorf

INHALT

Der Mensch ist dem Material überlegen, wenn er ihm die große Haltung entgegenzustellen hat, und kein Maß und Übermaß der äußeren Gewalten ist denkbar, dem die seelische Kraft nicht gewachsen wäre.

Ernst Jünger

ZUM GELEIT

Über ein Vierteljahrhundert ist seit Kriegsende vergangen. In so einer Zeitspanne verblassen viele Erinnerungen an die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und seinen unglückseligen Ausgang, der es dem sowjetischen Imperialismus ermöglichte, den roten Machtbereich bis ins Herz Europas auszudehnen.

Das naturbedingte Nachlassen menschlichen Erinnerungsvermögens und der Tod vieler Zeugen damaliger Begebenheiten erleichtern dem Meinungsmachermonopol die seit 1945 betriebene Umerziehung.

Von allen Deutschen, die dieser von den Siegermächten eingeleiteten „Re-education" bis heute noch nicht erlegen sind, und auch von jenen Historikern, welche die klare Quelle einer objektiven Geschichtsforschung nicht durch antideutsche Propaganda trüben, wird die Herausgabe von Gedenkbänden über große Persönlichkeiten der deutschen Geschichte sicherlich begrüßt.

Obwohl es unter anderem zur Taktik der einflußreichen in- und ausländischen antideutschen Propagandisten gehört, Oberst a. D. Hans-Ulrich Rudel, den einzigen Inhaber der höchsten

deutschen Tapferkeitsauszeichnung totzuschweigen oder „sensationelle Lügenstories" über ihn zu erfinden, bekommt er noch heute monatlich im Durchschnitt 150 Briefe: Zuschriften der Verehrung und Dankbarkeit aus dem dreigeteilten Deutschland, den europäischen Ländern und aus Übersee. Die ehemaligen Frontsoldaten und die Heimatvertriebenen aus Ostdeutschland und dem Sudetenland haben den „Adler der Ostfront" und seinen heldenmütigen Einsatz für Deutschland ebensowenig vergessen wie seine Kameraden und die Kriegsgegner aus West und Ost; letztere — daran könnte sich das deutsche Fernsehen ein Beispiel nehmen — haben vor nicht langer Zeit über Oberst Rudels Kriegseinsätze eine ziemlich objektive Bildschirmdokumentation gesendet und das, obwohl einst Stalin auf den Kopf des gefürchteten „Panzerknackers" eine Prämie von 100 000 Rubel ausgesetzt hatte...

Unter den Zuschriften an Rudel befinden sich erfreulich viele von jüngeren Jahrgängen; diese Nichtkriegsteilnehmer haben sein Buch „Trotzdem" gelesen, das in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde und im Ausland eine Gesamtauflage von weit über 1 Million erreichte.

Anstatt des üblichen Vorwortes folgen für diesen Rudel-Gedenkband einige Abschnitte aus nur wenigen Briefen.

In einer Zuschrift aus Dänemark heißt es: „Sie sind für uns der Inbegriff eines Offiziers und deutschen Mannes und Sie sollen wissen, daß weit von Ihnen im Ausland viele Herzen für Sie schlagen und manche Gedanken an Sie gehen, von uns vielen, vielen im Ausland, die — wie Sie — auch der Zeile ‚Und im Unglück nun erst recht!' huldigen."

Ein Angehöriger des Jahrganges 1935 schreibt: „... seien Sie dessen sicher, Sie und Ihr Heldenmut sind auch heute in einer Zeit, in der Deutschland zerschlagen, zerrissen, verraten und verkauft ist, nicht vergessen. Ich habe einen großen Bekanntenkreis und weiß aus vielen Gesprächen, daß die heutige Mei-

nungsmache schon nicht mehr von allen für voll genommen wird. Man besinnt sich langsam wieder darauf, daß der deutsche Soldat sein Blut und sein Leben für Deutschland und Europa geopfert hat."

Aus einer Zuschrift aus Oberbayern: „Ich habe nicht die Möglichkeit, einen Vergleich zu Ihrem Heldentum in der neueren deutschen Geschichte zu finden . . ."

Eine Hausfrau von der Bergstraße (Hessen): „Herr Rudel, mein heutiger Brief an Sie soll sagen, daß Sie und unsere Soldaten, die Übermenschliches für das Vaterland geleistet und zum großen Teil ihr Leben hingegeben haben, unvergeßlich sind — dem Zeitgeist zum Trotz!"

Ein Polizeimeister aus Niedersachsen: „Mit vieler Mühe ist es mir gelungen, Ihre Anschrift zu bekommen. Mit diesen wenigen Zeilen möchte ich Ihnen sagen, wie sehr ich Ihren Mut bewundere, den Sie in unzähligen Einsätzen während des letzten Krieges bewiesen haben . . . Zu der Zeit war ich noch ein Schuljunge, der schon damals von Ihnen viel gehört hatte und von Ihnen begeistert war. Erst heute kann ich richtig beurteilen, daß Sie letztlich nur für uns in der Heimat immer wieder Ihr Leben eingesetzt haben. Ich hoffe Sie verstehen, daß ich Ihnen dafür noch heute danken möchte."

Ein Heimatvertriebener aus Breslau im deutschen Schlesien schreibt aus Essen: „Ich gedenke Ihrer in Dankbarkeit wegen der großen Leistungen, die sie für Deutschland vollbrachten . . . Daß man heute unsere Heimat und damit den ganzen Osten einfach verschenkt, ist so beschämend, daß man keine Worte findet. Es ist der absolute Tiefstand der deutschen Geschichte."

Ein Frontsoldat aus Solingen: „ . . . meine Gedanken springen zurück auf 1943: Kubanbrückenkopf, wo ich von Anfang bis

zwei Tage vor Ende als 8,8-Flak-Mann war. Ich sehe in Gedanken: Krymskaja-Moldewanskoje, nahezu 100 Stukas stürzen. Ich sehe Siwasch/‚Faules Meer': Stukas bombardieren die Behelfsbrücke bzw. den Steg des Iwan durch die seichten Wasser des Siwasch. Sie, hochverehrter Herr Rudel, waren dabei. Dank!"

Ein Bundesbahnamtmann a. D. aus dem Ruhrgebiet: „... ich hoffe nur immer, daß sich die Deutschen einmal ihrer selbst besinnen werden und sich ihrer Helden aus den beiden Weltkriegen mit Stolz erinnern. — Was ist denn die Unruhe der heutigen Jugend? Sie ist ein Suchen nach Vorbildern und die gibt es heute nicht! Wenn die Jugend einmal zur Erkenntnis kommen wird, daß das Vaterland vor allem anderen an der Spitze zu rangieren hat, dann wird sie sich an Ihnen und manchen anderen so tapferen Soldaten ein Vorbild nehmen und Deutschland wieder zum Aufstieg verhelfen."

Und aus der *Sowjetunion* trafen u. a. die Zeilen eines mehrfach verwundeten und wegen Tapferkeit ausgezeichneten Hauptmanns a. D. der russischen Luftwaffe ein: „Wie es auch sei, aber Rudel ist der größte Flieger, den die Geschichte kennt!!! Ich möchte ihn mal sehen und ihm die Hand drücken!! Er ist ein bewundernswerter Mensch!!"

Im russischen Brief sieht dieser fast „sensationelle" briefliche Händedruck eines ehemaligen russischen Kriegsgegner so aus:

Но как бы там ни было, а Рудель —
величайший летчик, которого знала
История!!! Лично хотел бы увидеть его
и пожать руку!! Он — удивительный человек!!

STURZ DURCH DIE FLAKHÖLLE AUF DIE „MARAT"

22. September 1941: Das Stuka-Geschwader „Immelmann" befindet sich im Anflug auf den sowjetischen Kriegshafen Kronstadt im Finnischen Meerbusen. Oberleutnant Rudel mit seinem Bordschützen Scharnovski fliegt neben der Maschine seines Gruppenkommandeurs, Hauptmann Steen. Unter dem Rumpf jeder Ju 87 hängt eine Tausend-Kilo-Bombe. Die dicken Brokken sind für das russische Schlachtschiff „Marat" und die anderen schweren Schiffseinheiten bestimmt, die mit ihren Schiffsgeschützen von See aus in die Kämpfe eingreifen und den deutschen Truppen schwer zu schaffen machen. Dieser Angriff gegen die russische Ostseeflotte ist eine der größten Bewährungsproben für das „Immelmann"-Geschwader und Oberleutnant Hans-Ulrich Rudel. Er berichtet darüber:

„Strahlend blauer Himmel, kein Wölkchen, auch über dem Wasser nicht. Russische Jäger greifen uns bereits über dem schmalen Küstenstreifen an; aber sie können uns nicht vom Ziel abdrängen, das kommt nicht in Frage. Wir fliegen in dreitausend Meter Höhe, die Flak ist mörderisch, zehn bis fünfzehn Kilometer vor uns sehen wir Kronstadt; es kommt uns ewig weit vor.

Ein wildes Durcheinander am Himmel von Kronstadt, die Rammgefahr ist groß. Noch sind einige Kilometer zu fliegen, schräg vor mir sehe ich schon die ‚Marat' liegen. Das Grollen und Knallen um uns ist laut; Wolkenbänkchen von der Flak tanzen um uns, in allen Farben leuchtet es auf.

Noch nie ist mir der Weg durch die Abwehr so weit vorgekommen wie jetzt, nie so übel. Ob heute Hauptmann Steen wieder die Sturzflugbremsen ausfährt, oder ob er bei dieser Abwehr mal ‚ohne' runterrauscht? Da fährt er sie schon aus, ich tue das gleiche und schaue ihm nochmal in die Kabine. Auf seinem ernsten Gesicht liegt der Ausdruck der Konzentration.

Nun sind wir im Sturz, ganz dicht beieinander; unser Sturzwinkel mag zwischen siebzig bis achtzig Grad liegen. Das Visier hat die ‚Marat‘ schon erfaßt. Wir stürzen auf sie zu, langsam wird sie riesengroß. Alle ihre Flakgeschütze sind nun auf uns gerichtet. Jetzt gilt nur das Ziel, unsere Aufgabe; wenn wir sie lösen, spart es den Kameraden der Erdtruppe viel Blut. Aber — was ist das? Hauptmann Steens Maschine entfernt sich plötzlich weit von der meinen. Sie ist viel schneller. Hat er doch die Sturzflugbremsen wieder eingezogen, um schneller nach unten zu kommen? Ich tue das gleiche. Mit höchster Geschwindigkeit rase ich jetzt auf den Flugzeugschwanz vor mir los; ich bin viel zu schnell und kann nicht mehr stoppen. Ich sehe dicht vor mir das erschrockene Gesicht von Oberfeldwebel Lehmann, dem Bordschützen von Hauptmann Steen. Er erwartet jeden Augenblick, daß ich mit meiner Luftschraube seine Steuerorgane abschneide und ihn ramme. Mit allen Kräften drücke ich noch steiler — sicher neunzig Grad — und sitz' wie auf einem Pulverfaß. Werde ich Steens Maschine, die jetzt fast auf mir sitzt, berühren, oder werde ich steil drunter durchkommen? Haarscharf flitze ich vorbei! Es ist der Wink vom Schicksal, daß es diesmal gut gehen wird. Die Mitte des Schiffes ist genau im Visier, meine Ju 87 liegt ganz ruhig im Sturz, sie dreht nicht, gar nicht. Ich habe das Gefühl, ein Vorbeiwerfen sei unmöglich. Jetzt sehe ich die ‚Marat‘ lebensgroß vor mir. Matrosen hasten über das Deck, sie tragen Munition. Nun drücke ich auf den Bombenlösknopf am Knüppel und ziehe mit allen meinen Kräften. Ob es noch zum Abfangen reicht? Ich bezweifle es, ich stürze ja ohne Bremsen, und meine Auslöshöhe ist nicht mehr als dreihundert Meter. Hauptmann Steen sagte uns in der Einsatzbesprechung, die Tausend-Kilo-Bomben müßten in einer Höhe von über tausend Metern abgeworfen werden, da die Splitterwirkung dieser Bombe bis tausend Meter geht und so die eigene Maschine gefährdet ist. Daran denke ich jetzt nicht! Die ‚Marat‘ will ich ja treffen! — Ich ziehe und ziehe am Knüppel. Ohne Gefühl, nur mit Kraft. Die Beschleunigung ist zu

groß, ich sehe nichts, habe einen Schleier, eine kurze Bewußtseinsstörung, die ich sonst nicht kenne. Aber wenn es überhaupt noch reicht, dann muß ich eben ruckartig versuchen abzufangen. Ich bin noch nicht ganz klar, da höre ich Scharnovskis Stimme:

‚Herr Oberleutnant, das Schiff explodiert!'

Jetzt schaue ich raus, wir fliegen drei bis vier Meter über dem Wasser, und ich mache eine leichte Kurve. Da liegt die ‚Marat' unter einer vierhundert Meter hohen Explosionswolke; anscheinend hat es die Munitionskammer zerrissen.

‚Gratuliere, Herr Oberleutnant.'

Scharnovski ist der erste. Jetzt schallt es von allen anderen Maschinen durch den Äther, es klingt von allen Seiten: ‚Ausspreche Anerkennung.' Halt, gehört diese Stimme, die das sagt, nicht dem Kommodore? Ich habe ein heißes, gutes Gefühl, so wie nach einer gelungenen sportlichen Leistung. Dann ist es mir, als ob ich in die Augen Tausender dankbarer Infanteristen schaue. Im Tiefflug geht es in Richtung Küste.

‚Zwei russische Jäger, Herr Oberleutnant', meldet Scharnovski.

‚Wo?'

‚Sie drücken uns nach, Herr Oberleutnant. — Sie umkreisen in ihrer eigenen Flak die Flotte. Mensch Meyer, sie wurden jetzt zu gleicher Zeit von ihrer eigenen Flak abgeschossen!'

Diese vielen Worte von Scharnovski und vor allen Dingen sein Schreien sind mir völlig neu. Das ist bis jetzt noch nicht vorgekommen. — Wir fliegen tief in gleicher Höhe der Betonklötze, auf denen ebenfalls Flakgeschütze stehen; fast könnten wir mit der Fläche den Iwan runterreißen. Sie halten nach oben auf die Kameraden, die jetzt andere Schiffe angreifen; durch die Explosionswolke ist von hier nicht viel zu sehen. Das Getöse unten auf dem Wasser scheint groß zu sein, denn einige Flakbesatzungen bemerken meinen Vogel erst, als er dicht bei ihnen vorbeifliegt. Dann drehen sie die Geschütze und schießen hinterher; alle sind sie abgelenkt durch den Gesamtverband, der hoch oben abfliegt. So habe ich als einzelner Glück. Die Um-

gebung ist voller Flakgeschütze, die Luft ist eisenhaltig. Aber es beruhigt, daß es mir nicht so unbedingt persönlich gilt! Ich überfliege jetzt die Küste — der schmale Küstenstreifen ist sehr unangenehm. Hochziehen wäre unmöglich, weil es zu lange dauert, bis ich eine gewisse Sicherheitshöhe erreicht habe. Also bleibe ich unten. Vorbei an Maschinengewehren, an Flak. Russen werfen sich erschreckt zu Boden, und dann klingt wieder Scharnovskis Stimme:

‚Eine ‚Rata' von hinten.'

Ich drehe mich um und sehe die russische Jagdmaschine auf etwa dreihundert Meter hinter uns.

‚Scharnovski, schießen!'

Einige Meter neben meiner Maschine flitzen die Leuchtspurgeschosse des Iwans vorbei.

‚Scharnovski, Sie sollen schießen!'

Scharnovski gibt keinen Ton von sich, der Iwan schießt nur noch auf Zentimeter vorbei. Ich mache wilde Abwehrbewegungen.

„Scharnovski, sind Sie wahnsinnig: Schießen Sie; ich sperre Sie ein!"

Ich brülle ihn an!

Scharnovski schießt nicht. Dann sagt er bedächtig:

‚Herr Oberleutnant, ich schieße nicht, denn ich sehe dahinter eine deutsche Me (Messerschmitt 109), und wenn ich auf die ‚Rata' schieße, beschädige ich vielleicht die Me.' Damit ist das Thema für Scharnowski erledigt; aber ich schwitze vor Anspannung. Die Leuchtspur liegt weiter dicht um mich herum: ich kurbele wie wild.

‚Jetzt können Herr Oberleutnant sich mal umdrehen', sagt Scharnovski und lacht, ‚die Me hat die Rata abgeschossen.'

Ich kurve leicht und schaue nach hinten; es ist so, wie Scharnovski es sagt: da unten liegt sie. Nun kommt wackelnd auch schon eine Me 109 vorbei.

‚Den Abschuß, Scharnovski, wollen wir dem Jäger gern bestätigen', sage ich. Scharnovski sagt gar nichts, er ist etwas

beleidigt, daß ich vorhin mit seiner Auskunft allein nicht zufrieden war. Schweigend sitzt er bis zur Landung hinter mir.

Nach der Landung stehen alle Besatzungen vor dem Gruppenzelt angetreten. Hauptmann Steen erzählt uns, daß der Kommodore schon angerufen und zum Erfolg der III. Gruppe gratuliert habe; er war selbst Augenzeuge bei der eindrucksvollen Explosion des Schlachtschiffes. Hauptmann Steen solle denjenigen namhaft machen, der als erster stürzte und die erfolgreiche Tausend-Kilo-Bombe geworfen habe, um ihn zum Ritterkreuz einreichen zu können.

Mit einem Seitenblick zu mir sagt Hauptmann Steen:

‚Seien Sie mir nicht böse, aber ich habe dem Kommodore gesagt, ich sei so stolz auf meine ganze Gruppe, daß es ein Erfolg von ihr in der Gesamtheit sein solle.'

Im Zelt drückt er mir danach die Hand: ‚Bei einem Antrag auf Anerkennung Ihrer Leistungen brauchen Sie jetzt kein Schlachtschiff mehr ...' — und lacht, wie ein richtiger Junge."

„RUDEL ERSETZT ALLEIN EINE DIVISION!"

Die Versenkung des Schlachtschiffes „Marat" — als unmittelbaren Erlebnisbericht Rudels an den Anfang des Buches gestellt —, seine späteren Landungen hinter den russischen Linien, um Kameraden zu retten, die tollkühne Flucht am Dnjestr im März 1944 und in den letzten Kriegstagen seine Einsätze trotz schwerer Verwundung: diese dramatischen Geschehnisse sagen mehr über Rudels Einsatzgeist, seinen Mut, seine Kameradschaftlichkeit und große Charakterstärke, als jede Biographie oder die militärisch knapp formulierten Wehrmachtberichte, in denen er mehrfach genannt wurde.

So hieß es in den Wehrmachtberichten am:

27. 3. 1944: „... Major Rudel, Gruppenkommandeur in einem Schlachtgeschwader, vernichtete im Süden der Ostfront an einem Tage 17 feindliche Panzer ..."

28. 3. 1944: „. . . Zwischen Dnjestr und Pruth griffen starke deutsche Schlachtfliegergeschwader in die Kämpfe ein. Sie zerstörten zahlreiche feindliche Panzer und eine große Zahl motorisierter und bespannter Fahrzeuge. Dabei vernichtete Major Rudel wiederum neun feindliche Panzer. Er hat damit in mehr als 1800 Einsätzen allein 202 feindliche Panzer vernichtet . . ."

3. 6. 1944: „. . . Major Rudel, mit dem höchsten deutschen Tapferkeitsorden ausgezeichnet, flog an der Ostfront zum 2000. Male gegen den Feind . . ."

6. 8. 1944: „. . . 27 weitere Panzer wurden durch Schlachtflieger vernichtet. Hiervon schoß Major Rudel allein 11 Panzer ab und erzielte damit seinen 300. Panzerabschuß durch Bordwaffen . . ."

Bis zum unglückseligen Ausgang des Krieges kamen noch 219 vernichtete Stahlungetüme hinzu. Die letzten russischen Panzer knackte der „Adler der Ostfront" trotz seiner schweren Verwundung. Nur wer selbst unter den harten Einsatzbedingungen geflogen ist, wie sie in den letzten Kriegsmonaten herrschten, wird richtig ermessen können, was es heißt, beim Kurven in der Luft das Seitensteuer und bei der Landung die Bremsen mit nur einem Bein bedienen zu müssen. Ganz abgesehen von den wahnsinnigen Schmerzen im Beinstumpf während der Feindflüge, bei denen sich jeder Flugzeugführer äußerst konzentrieren mußte und wo jede Ablenkung von der gestellten Aufgabe tödliche Folgen haben konnte. Nach Rückkehr von den Feindflügen mußte Rudels 1. Flugzeugwart oftmals die Blutlache beseitigen, die sich in der Flugzeugführerkabine unter dem amputierten Unterschenkel gebildet hatte . . .

Was ist das für ein Mensch, was war das für ein Soldat, der als einziger Flugzeugführer der kriegführenden Nationen die schier unglaubliche Anzahl von 2530 Feindflügen durchstand, der mit seinem langsam fliegenden „Kanonenvogel" meist bei stärkster Flakabwehr 519 russische Panzer abschoß, unter anderem zahlreiche Brücken zerbombte und ein Schlachtschiff vernichtete und der sich trotz seines schmerzenden, blutenden

Beinstumpfes adlergleich auf den übermächtigen Gegner stürzte, um den schwer kämpfenden Kameraden am Boden Entlastung zu bringen?

War er — von dem der legendäre Feldmarschall Schörner sagte: „Rudel ersetzt alleine eine ganze Division" — ein Mann ohne Nerven? Ein Übermensch ohne Angst? War er in jenen schicksalsschweren letzten Kriegsjahren ein seelenloser „Roboter", eine „Panzervernichtungsmaschine"?

„KOMISCHER KAUZ — TRINKT NUR MILCH . . ."

Hans-Ulrich Rudel, der im Kriege und in der Nachkriegszeit so einmalige, fast unglaubliche Leistungen vollbringen sollte, wurde am 2. Juli 1916 in Konradswaldau, im landschaftlich so schönen deutschen Schlesien als Sohn eines Pfarrers geboren. Zusammen mit seinen beiden älteren Schwestern wächst er in einem Elternhaus auf, in dem Vaterlandsliebe, Gottvertrauen, Hilfe für den Nächsten und „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" nicht leere Worte sind. Schon als Schulbub erfaßt er, daß jeder Mensch Pflichten hat und daß ein richtiger Junge vor Schwierigkeiten nicht kapitulieren darf. Später, in gefährlichen, aussichtslosen Lagen wird er dann das von seinem Vater oft gebrauchte Wort „Hilf dir selber, dann hilft dir Gott!" auf die ihm eigene Art und Weise in den Rudel-Leitsatz umwandeln: „Nur wer sich selbst aufgibt, der ist verloren!"

Uli, wie er daheim und von seinen Spielkameraden genannt wird, ist ein ganz normaler Junge; vielleicht, daß er etwas wilder, unternehmungslustiger, einfallsreicher ist, als die meisten Buben seines Alters. Zwar hat er — wie viele andere Kinder auch — manchmal Angst, alleine in den Keller zu gehen (und er pfeift dann, um sich Mut zu machen), was seine Schwestern zu Hänseleien veranlaßt, aber kein Baum ist ihm zu hoch, um ihn nicht zu erklettern, kein Lausbubenstreich zu gewagt, um

ihn nicht durchzuführen; was seine Spielkameraden so beeindruckt, daß sie ihn als Anführer anerkennen, was aber seinen Eltern und Lehrern manchen Kummer bereitet.

In die Luft, die später zu seinem ureigensten Element wird, geht er zum ersten Mal als achtjähriger Junge, im Jahre 1924. Seine Eltern fahren eines Sonntags aus Seiferdau ins nahe Schweidnitz zu einem Flugtag; seine Schwestern dürfen mit, um die Kunststücke der Flieger und Fallschirmspringer zu bewundern, Uli muß im Pfarrhaus bleiben; er sei noch zu klein, meinen seine Eltern, die nach ihrer Rückkehr kaum so schnell antworten und erzählen können, wie Uli fragt. Er will alles ganz genau wissen. Und so zeichnen ihm seine Schwestern auf, wie die Fallschirmspringer aussahen und wie sie sicher zur Erde schwebten. Der Junge gibt nicht eher Ruhe, bis ihm seine Mutter einen kleinen Fallschirm näht. Uli befestigt daran einen Stein und sieht, wie er langsam zur Erde schwebt. „Was der kann, kann ich auch", denkt der Achtjährige. Als er allein im Hause ist, nimmt er sich Vaters Regenschirm, spannt ihn auf und springt aus dem ersten Stockwerk des Elternhauses. Erfolg: Verstauchte Glieder und ein Beinbruch. Der zum Fallschirm zweckentfremdete Regenschirm schlug in der Luft um, und Uli wunderte sich, wie schnell er unten war. Er hatte Glück, daß er in einem weichen Blumenbeet aufschlug...

Der Entschluß des Jungen steht fest: er will Flieger werden! Seine „Fallschirmabsprünge" übt er zusammen mit seinen Freunden im Wald. Seine Eltern und Schwestern wundern sich, daß er oft zerschunden und mit zerrissenem Anzug nach Hause kommt. Sie können nicht ahnen, wie der Junge sein Fallschirmtraining durchführt: er klettert in die höchste Spitze einer Fichte und läßt sich durch die dichten Zweige fallen, die seinen Sturz mehr oder weniger gut bremsen.

Der junge Rudel verbringt den größten Teil seiner Schulzeit in Schweidnitz, Sagan, Niesky, Görlitz und Lauban. Sein Vater wird oft versetzt, und der Ortswechsel wirkt sich auch auf die Schulleistungen des „Pennälers" aus, der zuletzt ein humanisti-

sches Gymnasium besucht und sich recht und schlecht vor allem mit Latein und Griechisch herumplagt. Seine gesamte Freizeit aber gehört dem Sport: Zehnkampf im Sommer und Skilaufen im Winter. Schon als Zehnjähriger fährt er allein mit seinen zwei Meter langen Ski, die er zu Weihnachten bekam, ins 50 Kilometer entfernte Eulengebirge und übt solange, bis er auf diesen „Riesenbrettern" einigermaßen sicher ist.

Einige Jahre später springt er im elterlichen Pfarrhausgarten mit einer langen Obstbaumstütze über Mutters aufgehängte Wäsche, um Stabhochsprung zu üben. Und mit seinem Motorrad fegt er wie ein „Verrückter" mit Vollgas über Vaters Sägebock, an den er beiderseits zwei stabile Bretter gelegt hat. Jedesmal ein Riesensprung, Motorrad und Sägebock krachen in allen Fugen und Gelenken, aber Uli bleibt fest im Sattel.

Daß der junge Rudel trotz seiner sportlichen Erfolge als Zehnkämpfer und Skiläufer auch noch in der Schule — nicht nur im Schulsport — ein guter Schüler sein soll, wie es seine Eltern verlangen, will ihm nicht in den Kopf. Aber dann „reizen" ihn die „Pennälerschwierigkeiten". Er setzt sich — auch wenn's schwerfällt — „auf den Hosenboden" und „paukt". Nach dem Abitur will er sich als Zivilflugzeugführer ausbilden lassen. Weil aber bereits eine Schwester Medizin studiert, kommt die teure Fliegerausbildung für den Pfarrersohn nicht mehr in Frage. Uli sieht das ein und will Sportlehrer werden.

Als er aber eines Tages hört, daß eine neue Luftwaffe aufgebaut wird, gibt es für ihn kein Halten mehr. „Ich werde Flugzeugführer, und dabei bleibt es!" sagt er und meldet sich als Freiwilliger für die Offizierslaufbahn der Luftwaffe. Im August 1936 hat er die schwierige Aufnahmeprüfung bestanden und den Annahmeschein der Luftkriegsschule Wildpark-Werder bei Berlin in der Tasche. — Gleich nach dem Abitur folgen zwei Monate Reichsarbeitsdienst, seine Einheit wird zur Neißeregulierung bei Muskau eingesetzt, und dann ist es endlich soweit: Am 4. Dezember 1936 beginnt seine Ausbildung in Wildpark-Werder.

Bevor die angehenden Fliegeroffiziere „Mutter Erde“ zum ersten Mal aus der „Vogelschau“ betrachten können, lernen sie den Erdboden erst ein halbes Jahr lang in Wildpark aus der „Froschperspektive“ kennen. Flugzeuge sehen die Rekruten nur „von unten“ — in der Bauchlage: Die infanteristische Grundausbildung ist hart. Dem Rekruten Rudel macht das nicht viel aus. Er ist sportlich durchtrainiert. — Über diese Zeit in Wildpark und die Fliegerausbildung ab Juni 1937 in Werder berichtet er in seinem Buch „Trotzdem“:

„Nicht rauchen und nicht trinken, in der Freizeit fast nur Sport treiben und dem nahen Hauptstadtleben gleichgültig gegenüberstehen, bringt allerlei Schwierigkeiten mit sich. Mein Milchtrinkerleben steht nicht allzu hoch im Kurs, um es vorsichtig auszudrücken. Bei der militärischen und sportlichen Ausbildung kriege ich keinen Tadel, und so ist mein Aufsichtsoffizier, Leutnant Feldmann, ganz zufrieden. Um das Urteil ‚komischer Kauz‘ komme ich aber in einigen Dingen nicht ganz herum.“

Der zweite Lehrgang findet im benachbarten Werder statt, einem Ausflugsort zwischen den Havelseen. Endlich geht es ans Fliegen! Gute Lehrkräfte weihen die Flugschüler in die Geheimnisse der Fliegerei ein. Platzrunde um Platzrunde wird mit Feldwebel Dieselhorst gedreht. Nach dem 60. Mal etwa fliegt er allein, damit ist Rudel ein durchschnittlicher Schüler seines Lehrgangs. Parallel zum Fliegen geht der technische und militärische Unterricht sowie die Weiterbildung zum Offizier. Der zweite Lehrgang schließt zugleich die fliegerische Ausbildung ab, und Rudel erhält den Flugzeugführerschein. Der nächste Lehrgang, wieder in Wildpark, ist nicht mehr so abwechslungsreich; fliegen wird klein geschrieben, dafür stehen aber Lufttaktik, Erdtaktik, Wehrwesen und andere Fächer um so stärker im Vordergrund. Danach wird Rudel für kurze Zeit als Fähnrich zu einem Kampfverband nach Giebelstadt bei Würzburg, der alten schönen Stadt am Main, abgestellt. Langsam geht es schon auf die Abschlußprüfung zu, und das Rätselraten beginnt, zu welchen Verbänden

und Gattungen sie endgültig kommen. Fast alle möchten sie Jäger werden; daß es nicht sein kann, ist ganz klar. Manche munkeln, dieser Jahrgang solle zur Kampffliegerei. Am Ende des bestandenen schweren Examens steht die Beförderung zum Oberfähnrich und Versetzung zum endgültigen Verband. — Kurz vor dem Verlassen der Kriegsschule besuchen die Oberfähnriche noch eine Flakschießschule am Ostseestrand. Ganz überraschend kommt Göring und spricht zu ihnen. Am Ende der Rede fragt er, wer sich freiwillig zur Sturzkampffliegerei melden wolle, er brauche in den neu aufgestellten Stukaverbänden noch eine Anzahl junger Offiziere. Rudel überlegt: „Jäger möchtest du werden, Kampfflieger sollst du werden; dann ist es schon besser, du bist freiwillig Stukaflieger." Von den schweren Kampfflugzeugen verspricht er sich sowieso wenig. Schneller Entschluß, und schon ist er als Stukakandidat notiert. Wenige Tage darauf trifft für alle der Versetzungsbefehl ein: fast sein gesamter Jahrgang kommt — zur Jagdfliegerei. Rudels Enttäuschung ist groß, aber es ist nicht mehr zu ändern, er ist Stukaflieger.

Als Oberfähnrich kommt er im Juni 1938 zu einem Stukaverband nach Graz, in die schöne Steiermark. Vor drei Monaten sind die deutschen Truppen hier einmarschiert, und die Bevölkerung ist begeistert. Die Gruppe draußen in Thalerhof hat vor kurzem das Muster Junkers 87 erhalten, die einsitzige Henschel 123 wird nicht mehr als Stuka verwendet. Stürzen lernen bis zu fast 90 Grad, Verbandsfliegen, Schießen aus der Luft und Bombenwerfen sind Grundbegriffe der neuen Waffe, die den jungen Fliegern bald nicht mehr fremd sind. Daß Rudel schnell lernt, kann man nicht behaupten, zumal der Verband bei seinem Eintreffen schon gut eingeflogen ist. „Der Groschen fällt langsam" — seinem Staffelkapitän anscheinend zu langsam, so daß er an das Fallen überhaupt nicht mehr glaubt. Weil Rudel seine Freizeit mehr in die Berge und auf die Sportplätze verlegt als in das Offizierskasino und dort bei gelegentlichen Besuchen auch nur Milch trinkt, wird sein Stand nicht leichter ...

DER ERSTE FEINDFLUG

Als die I. Gruppe des Sturzkampfgeschwaders 168 in Graz-Thalerhof Befehl erhält, einen Flugzeugführer-Offizier zur Spezialausbildung für operative Luftaufklärung zu melden, ist das für den „Käptn" der 1. Staffel „die" Gelegenheit, den milchtrinkenden „komischen Kauz" und „Stuka-Spätzünder" loszuwerden. Rudels Versuche, seine Versetzung rückgängig machen zu lassen, scheitern. Am 1. Dezember 1938 wird er zur Aufklärerausbildung nach Hildesheim abkommandiert und dort theoretisch und praktisch im Luftbildwesen geschult. Weil in den Aufklärungsmaschinen der Beobachter zugleich Flugzeugkommandant ist, muß er jetzt als Beobachter fliegen und kann nicht mehr hinter dem Steuerknüppel sitzen. Das „stinkt" ihm und den anderen Kursteilnehmern „ganz gewaltig". Anstatt selber zu fliegen, sich den Flugkünsten eines anderen anzuvertrauen? Das ist nichts für einen Flugzeugführer! Aber was hilft's: Befehl ist Befehl. — Nach Beendigung der Ausbildung zum Beobachter wird der am 1. Januar 1939 zum Leutnant beförderte Rudel am 1. Juni als Beobachter in die Fernaufklärungsgruppe 2/F 121 nach Prenzlau versetzt. Kurz vor Beginn des Polenfeldzuges verlegt die Aufklärungsgruppe in die Gegend von Schneidemühl in Pommern.

Wie für jeden Flieger, ist der erste Feindflug auch für Leutnant Rudel eine erregende, eindrucksvolle Angelegenheit. Gespannt wartet er als Beobachter beim Überfliegen der polnischen Grenze auf die Dinge, die da kommen werden. Die ersten Flakwolken tasten sich an die Maschine heran und werden mächtig bestaunt. Und als einmal — was selten vorkommt— ein Feindjäger auftaucht, um die Aufklärungsmaschine anzugreifen, wird das nach der Landung zum langen Gesprächsthema. Bei seinen Feindflügen über Polen werden Luftaufnahmen von Bahnhöfen, Eisenbahnknotenpunkten und Brücken gemacht oder es geht zur Bahnstrecke Brest Litowsk—Kowel—Luck,

weil die oberste Führung wissen will, wie die Polen ihre Truppen im Ostraum verschieben und was die Russen machen.

Der Blitzfeldzug in Polen ist nach achtzehn Tagen vorbei. Rudel, ausgezeichnet mit dem EK II, kehrt mit seiner Einheit nach Prenzlau zurück. Immer wieder reicht er in der Folgezeit Versetzungsgesuche ein. Er will weg von den Aufklärern, zu den Sturzkampffliegern! Alle Gesuche bleiben erfolglos. Am 2. März 1940 wird er zum Fliegerausbildungs-Regiment 43 versetzt, erst nach Wien-Stammersdorf, dann nach Crailsheim in Württemberg.

Während des Feldzuges gegen Frankreich 1940 tut er als Regimentsadjutant Dienst. Daß er in dieser Zeit als Frontflieger nicht dabeisein darf, ist seine große Enttäuschung. Endlich! Das letzte Versetzungsgesuch hatte Erfolg: Rudel kommt zu seinem alten Grazer Stukaverband, der zur Zeit am Kanal liegt.

Für Stuka-Einsätze ist die Zeit hier so gut wie vorbei. Ein ehemaliger Staffelkamerad aus Graz versucht bei Übungseinsätzen seine Erfahrungen aus dem Polen- und Frankreichfeldzug an Rudel weiterzugeben. Aber von heute auf morgen gelingt es ihm nicht, alles nachzuholen, was er versäumt hat. Ihm fehlt die Übung, und er ist auch kein guter Flugschüler, der alles schnellstens erfaßt — das merkt er selbst. Und seine gesunde und sportliche Lebensweise mit der „ewigen Milchtrinkerei“ fällt im „vergnügungssüchtigen“ Frankreich bei seinen Vorgesetzten noch stärker auf als früher. Dieser milchtrinkende Antialkoholiker und „Stuka-Spätzünder“ wird bei der Verlegung der Gruppe nach Südosten zur Ergänzungsstaffel nach Graz versetzt. Dort sollen ihm die Feinheiten der Stukafliegerei beigebracht werden.

Der Balkanfeldzug beginnt, Rudel ist wieder nicht dabei. Graz wird kurze Zeit sogar Einsatzhafen für Stukaverbände. Das Zusehen ist schwer für Rudel! Der Krieg stürmt weiter über Jugoslawien nach Griechenland, und er muß in Graz Verbandsflug, Bombenwurf und Schießen üben. Nach drei Wochen merkt Rudel: „Jetzt ist der Stuka-Groschen gefallen, jetzt kann ich alles mit der Maschine machen was ich will.“ Die Fluglehrer sind

überrascht: Rudel bleibt mit seiner Maschine immer dran, ist wie mit unsichtbaren Fäden mit ihnen verbunden: ob beim Looping, im Sturz- oder Rückenflug. Beim Bombenwerfen sitzt kaum eine Bombe außerhalb des Zehn-Meter-Kreises, und beim Übungsangriff mit Bordwaffen erzielt er einmal sogar von hundert möglichen Treffern über neunzig. Endlich ist es soweit: Rudel wird zur Frontgruppe nach Griechenland versetzt.

DER SIEG ÜBER SICH SELBST . . .

Rudel, am 1. September 1940 zum Oberleutnant befördert, überführt Mitte April 1941 zusammen mit einigen Kameraden Ju 87-Maschinen von Graz zum I./Sturzkampfgeschwader 2 „Immelmann" nach Griechenland. Diese Stuka-Gruppe liegt in Molai, auf der Südspitze des Peloponnes. Dort erlebt er die größte Enttäuschung seines bisherigen Fliegerlebens, die er nach hartem inneren Kampf durch soldatische Selbstdisziplin überwindet.

Als erster begegnet ihm der Gruppenadjutant: seine und Rudels Mienen verfinstern sich, er war Rudels Fluglehrer in Caen.

Rudel erinnert sich noch heute genau an die folgende Szene:

„‚Was wollen Sie denn hier?' fragt er mich, und sein Ton verwirrt mich völlig.

‚Zum Einsatz kommen!'

‚Um zum Einsatz zu kommen, müssen Sie aber erst das Stukafliegen ganz beherrschen!'

Ich platze fast, aber beherrsche mich, auch dann, als er mit überlegenem Lächeln hinzufügt: ‚Haben Sie schon so viel dazugelernt?'

Eisiges Schweigen, bis ich die unerträgliche Stille unterbreche: ‚Ich beherrsche meine Maschine völlig.'

Fast herablassend — oder empfinde ich es im Augenblick nur so? — sagt er mit Nachdruck: ‚Ich werde Ihren Fall dem

Kommandeur vorlegen, und wir wollen dann für seine Entscheidung das Beste hoffen. Sie können sich jetzt Unterkunft besorgen.'

Als ich aus dem Zelt in die blendende Sonne trete, blinzle ich mit den Augen — nicht nur wegen der Sonne ... Ich kämpfe gegen ein immer stärker werdendes Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Dann aber sagt mir die Vernunft, daß ich die Hoffnung nicht zu verlieren brauche: Der Adjutant mag zwar gegen mich voreingenommen sein, aber seine Meinung ist *eine* Sache, die Entscheidung des Kommandeurs aber eine *andere*. Und wenn der Adjutant nun doch so viel Einfluß auf den Kommandeur hat, sollte das möglich sein?

Ein Befehl, mich sofort beim Kommandeur zu melden, beendet mein Grübeln. Ich habe Vertrauen zur Unabhängigkeit seines Urteils! Ich melde mich. Er erwidert meinen Gruß etwas lässig und besieht mich schweigend eine Zeitlang. Dann sagt er langsam: ‚Wir kennen uns ja schon', und als er wahrscheinlich auf meinem Gesicht einen verneinenden Ausdruck bemerkt, macht er eine abweisende Armbewegung: ‚Natürlich kennen wir uns, denn mein Adjutant kennt Sie ja! Ich kenne Sie sogar so gut, daß Sie vorläufig in meiner Gruppe nicht fliegen dürfen.'

Wie lange der Kommandeur noch spricht, weiß ich nicht, ebensowenig, was er sagt. Aufstand will in mir auflodern, und ich spüre, wie es in meinem Kopf hämmert: ‚Nicht doch ... nicht doch ... nicht doch ...' Dann bringt die Stimme des Adjutanten mich zur Wirklichkeit zurück.

‚Sie können gehen.' Ich sehe ihn zum ersten Male an, hatte seine Anwesenheit noch gar nicht bemerkt. Sein Gesichtsausdruck ist steinern. Jetzt habe ich mich wieder vollkommen unter Kontrolle.

Wenige Tage später beginnt das Unternehmen Kreta. Auf dem Flugplatz heulen die Motoren auf, ich sitze im Zelt. — Kreta ist die Kraftprobe zwischen Stukas und britischen Flotteneinheiten, und ich hocke hier ...

‚... daß Sie vorläufig in meiner Gruppe nicht fliegen dür-

fen!' Tausendmal am Tage springt mich dieses Wort an, spottend, verächtlich, höhnisch. Draußen höre ich zurückgekehrte Besatzungen aufgeregt erzählen von ihren Erlebnissen und von dem wirkungsvollen Einsatz unserer Fallschirmjäger. — Ich versuche sie manchmal zu überreden, mich an ihrer Stelle fliegen zu lassen, es hilft nichts; sogar freundschaftliche Bestechungen nützen mir nicht. Einige Male glaube ich etwas Mitleid auf den Gesichtern der Kameraden zu lesen. Dann wird mir die Kehle trocken vor grimmigem Zorn. Wenn die Maschinen zum Einsatz fliegen, möchte ich meine Fäuste in meine Ohren bohren, um nicht das Lied der Motoren zu hören.

,Wir kennen uns ja schon!' Wir kennen uns eben *nicht!* Ganz und gar nicht! Ich weiß genau, daß ich schon sehr nützlich sein würde mit meinem Einsatz, ich beherrsche meine Maschine vollkommen. Ich habe den Willen zum Fliegen, zum Einsatz. Ein Vorurteil steht zwischen mir und meiner Erprobung vor dem Feind. Ein Vorurteil von Vorgesetzten, die einem noch nicht mal die Möglichkeit geben, sie von der Falschheit ihres ,Urteils' zu überzeugen.

Ich werde es noch beweisen, daß Unrecht geschehen ist. Trotz eures Vorurteils werde ich rankommen an den Feind. So behandelt man einen Untergebenen nicht, das erkenne ich jetzt. Öfters lodern die Flammen der Aufsässigkeit hoch in mir auf. Disziplin, Disziplin, dich selbst beherrschen, nur so kannst du etwas werden! Verständnis mußt du haben für alles, auch für die Fehler, die groben Fehler deiner Vorgesetzten. Nur so kannst du selber ein besserer Vorgesetzter werden und Verständnis haben für die Fehler deiner Untergebenen. Bleib ruhig in deinem Zelt, beherrsche dich selber, deine Zeit kommt noch, wenn du wirklich etwas taugst. Verliere nie dein Selbstvertrauen!"

Und Rudel beweist es ihnen! Er zeigt es ihnen von Feindflug zu Feindflug; und nicht nur seinen Vorgesetzten, sondern der ganzen kriegführenden Welt. Er wird in den folgenden Jahren der deutsche „Soldat Nr. 1", das Idol der Frontgeneration und

der erfolgreichste Schlachtflieger aller Nationen: Gefürchtet von Deutschlands Feinden im bolschewistischen Osten, verehrt von den deutschen Frontsoldaten, welche die Hauptlast des Kampfes zu tragen haben und für die er der Inbegriff für Tapferkeit und Opfermut wird.

DIE „STUKA-FAUST" SCHLÄGT ZU

Als am 22. Juni 1941 die deutschen Truppen gegen den zahlenmäßig überlegenen russischen Gegner antreten und ins tief gestaffelte Aufmarschgebiet der auffallend massierten Kräfte der Roten Armee vorstoßen, befindet sich Oberleutnant Rudel noch „weit vom Schuß" auf einem Flugplatz bei Cottbus. Er hat aus Griechenland eine reparaturbedürftige Ju 87 dorthin überführen müssen. Hier stehen mehrere Maschinen des „Immelmann"-Geschwaders zur gründlichen Überholung in der Werft. Rudel hört frühmorgens aus dem Radio, daß der Krieg mit Rußland begonnen hat. Beim ersten Morgengrauen am 23. Juni ist er in der Flugzeugwerft und startet mit der ersten einsatzklaren Maschine nach Ostpreußen, wo die I. Gruppe des Geschwaders in Insterburg liegen soll. In Rasci, südöstlich Insterburgs, landet er bei seiner alten Gruppe, die noch vor kurzem in Griechenland war. Er wird der 1. Staffel zugeteilt. Staffelkapitän ist Oberleutnant Jansen, der nichts von Vorurteilen hält und ihn gleich zum nächsten Einsatz mitnimmt.

Rudel hängt mit seiner Ju 87 wie eine Klette an der Maschine seines Staffelkapitäns, so daß dieser anfangs meint, der „Neue" wolle ihn rammen. Er merkt aber schnell, daß der als „milchtrinkender komischer Kauz" belächelte Rudel sein Flugzeug ganz ausgezeichnet — wie ein „alter Hase" — beherrscht. Am ersten Einsatztag, an dem die „Stuka-Faust" mit Bomben und Bordwaffen erfolgreich in den Sowjetaufmarsch schlägt und den Erdtruppen den Weg an vielen Stellen freiboxen kann, ist Rudel

viermal über dem Feind im Raum Grodno und Wolkowysk, wo riesige Panzermengen der Russen mit großen Nachschubkolonnen aufgefahren sind.

Gleich beim ersten Einsatz fallen ihm russische Truppenkonzentrationen, tief gestaffelte Stellungen und der Ausbau zahlreicher Flugplätze auf.

An der Vormarschstraße nach Witebsk — das erkennt Rudel — steht so ein halbfertiger Flugplatz bereits voll mit „Martin"-Bombern. Rudel — und nicht nur er — macht sich so seine Gedanken: „Wenn man so über einen Flugplatz nach dem anderen, über eine ausgebaute Bereitstellung nach der anderen fliegt, denkt man: Gut, daß wir rechtzeitig losgeschlagen haben ..." Es sieht aus der Luft in den ersten Angriffstagen so aus, als wären die Russen beim Ausbau ihres Aufmarschgebietes überrascht worden.

Daß Rudel mit seinen Eindrücken und Gedanken damals nicht unrecht hatte, bestätigte der frühere sowjetische General Alexej Markoff, 1941 als Truppenkommandeur an Rußlands Westgrenze eingesetzt; in der amerikanischen Zeitschrift „Saturday Evening Post" vom 13. 5. 1950 schrieb er, daß Stalin nach der Niederlage Frankreichs im Sommer 1940 „Kriegsvorbereitungen gegen Deutschland" angeordnet habe, „weil Hitler zu schnell gewann". Auf General Markoffs Frage — so die amerikanische Zeitschrift — „... wieviel Zeit ihm für die Kampfausbildung seiner Mannschaften zur Verfügung stehe, erhielt er vom sowjetischen Generalstab die Antwort: ‚Bis Herbst; wir sind noch nicht fertig. Wir werden losschlagen, sobald es für uns günstig ist.'"

Und das Mitglied der Widerstandsbewegung, Generaloberst *Halder*, der als Chef des Generalstabes des Heeres wohl den größten Einblick in die Geschehnisse des Jahres 1941 hatte, schildert in seinem Buch „Hitler als Feldherr" die Lage vor Beginn des Rußlandfeldzuges so: „Rußland rückte in die ihm als Interessensphäre zugestandenen Baltischen Länder mit immer stärkeren Truppenverbänden ein, an der deutsch-russischen

Demarkationslinie stand über eine Million Soldaten in Kriegsformation mit Panzern und Luftgeschwadern wenigen in breiten Abschnitten überdehnten deutschen Sicherungsverbänden gegenüber." Halder schreibt weiter: „... stand seine (Hitlers) feste und nicht unbegründete Überzeugung, daß Rußland sich zum Angriff auf Deutschland rüste. Wir wissen heute aus guten Quellen, daß er damit recht hatte."

Halders Ansicht deckt sich auch mit der Feststellung des als deutschfeindlich, international als Kapazität bekannten britischen Historikers, Professor A. J. P. *Taylor:* „Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß er (Hitler) den Krieg 1941 nur aus präventiven Gründen ausweitete."

Auch der jüdisch-britische Emigrant Alexander *Werth,* der den Krieg der Roten Armee als Korrespondent auf der Feindseite mitmachte, bestätigt — wie Heinrich Härtle in seinem Buch „Freispruch für Deutschland" (K. W. Schütz Verlag) schreibt —, daß die Befürchtungen der deutschen Führung berechtigt waren. Werth schreibt nach dem Kriege über eine am 5. Mai 1941 von Stalin gehaltene Rede: „Alle meine Informationen stimmten in den Grundzügen mit den wichtigsten Punkten der Stalinrede überein: Die Überzeugung, daß der Krieg ‚fast unvermeidlich' im Jahre 1942 ausgetragen werde, wobei gegebenenfalls die Sowjets die Initiative ergreifen müßten."

Das alles deckt sich auch mit der Aussage von Generaloberst Alfred *Jodl* in Nürnberg: „Es war zweifellos ein reiner Präventivkrieg. Das, was wir nachträglich noch feststellten, war aber jedenfalls die Gewißheit, einer ungeheueren militärischen russischen Vorbereitung gegenüber unseren Grenzen. Ich will auf Einzelheiten verzichten, aber ich kann nur sagen, es ist uns zwar die taktische Überraschung nach Tag und Stunde gelungen, die strategische Überraschung nicht. Rußland war in vollem Maße kriegsbereit."

BIRKENSTÄMME IM STURZFLUG „GEPFLÜCKT"

Zurück zu Rudels ersten Einsätzen an der Ostfront: Eines Tages übernimmt Hauptmann Steen, ein hervorragender Offizier, die 1. Staffel. Er gewöhnt sich schnell daran, daß Oberleutnant Rudel bei den Feindflügen mit seiner Maschine „wie ein Schatten" stets nur wenige Meter hinter ihm fliegt, auch bei Sturzangriffen. Natürlich wird Hauptmann Steen sofort über den „komischen Milchtrinker" unterrichtet, der jede freie Minute „rennt", als wollte er für den „Marathonlauf" trainieren. Als er eines Tages von Vorgesetzten gefragt wird, ob es „mit diesem Rudel beim Fliegen ginge", antwortet er: „Das ist mein bester Mann in der Staffel." Doch Steen gibt Rudel nur eine kurze Lebensdauer im Einsatz, den er für einen „verrückten Kerl" hält, was unter Fliegern schon immer eine anerkennende Bezeichnung war. Zur Begründung führt er an, daß dieser „verrückte Kerl" mit seiner Maschine meist sehr tief stürze, um das befohlene Angriffsziel unbedingt zu treffen.

Kaum vier Wochen nach Beginn des Rußlandkrieges wird er mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet und bekommt die Frontflugspange in Gold, die jeder Flugzeugführer erst nach 110 Feindflügen erhält.

Dieser „verrückte Kerl" — wie ihn der Staffelkapitän nennt — ist nicht nur ein Draufgänger, sondern auch ein Kamerad, der Kopf und Kragen riskiert, um notgelandete Stuka-Besatzungen hinter den russischen Linien herauszuholen.

Eines Tages wird Rudel als TO (Technischer Offizier) zur III. Gruppe versetzt, was er sehr bedauert, weil er sich in Hauptmann Steens Staffel sehr wohlfühlt. Kaum aber ist er versetzt, übernimmt Hauptmann Steen die Führung der III. Gruppe. „Glück muß man haben", denkt Rudel.

Die nächsten Einsätze gelten der Autobahn von Smolensk nach Moskau. Unübersehbare Materialmengen der Russen sind dort aufgefahren: Fahrzeug reiht sich an Fahrzeug, Geschütz an

Geschütz und Panzer an Panzer. „Wenn sich diese Materialmassen über Deutschlands Grenze ergossen hätten", denkt Rudel bei jedem Einsatz. Vieles davon wird in wenigen Tagen zusammengebombt und zum Teil mit Bordwaffen vernichtet. — Einmal stürzt eine „Rata" (Feindjäger) aus Überhöhung auf den Stukaverband zu und rammt die Maschine des Fähnrichs Bauer. Die „Rata" fällt herunter, der Fähnrich fliegt mit seiner schwerbeschädigten Maschine nach Hause. Abends singt der Moskauer Rundfunk ein Loblied auf den sowjetischen Leutnant, der — wörtlich — „durch Rammstoß ein Stukaschwein zum Absturz brachte".

Bald verlegt die III. Gruppe nach Rehilbitzy, etwa 150 km westlich des Ilmensees. Von früh bis spät unterstützen die „Immelmann"-Stukas das Heer in Richtung Osten und Norden.

Rudels Bordschütze ist der Unteroffizier Alfred Scharnovski, ein wortkarger Ostpreuße, den so leicht nichts aus der Ruhe bringt, wie sich Rudel voller Hochachtung erinnert: „In Rehilbitzy erleben wir manchmal Gewitter von größter Heftigkeit. Es wird dann mitten am Tag stockfinster ... Wir unterstützen das Heer im Abschnitt Luga in Angriff und Abwehr. Manchmal fliegen wir auch operative Aufträge weit hinter der Front. Ein solcher Auftrag gilt dem Bahnhof Tschudowo an der Bahnlinie Leningrad—Moskau; er ist von größter Wichtigkeit für den Nachschub der Russen ... Wir starten und gehen auf Kurs Nordwest in einer Höhe von 3000 Metern. Am Himmel kein Wölkchen. Dicht vor mir mein Kommandeur ... Nach einiger Zeit schimmert tiefblau der Ilmensee vor uns auf. Wie oft waren wir schon hier, nördlich von Nowgorod und südlich von Staraja Russa; beides sind Schwerpunkte ... Vor dem Ziel steigt am Horizont eine schwarze Gewitterwand auf ... Ich sehe, wie Hauptmann Steen in die Karte schaut, und jetzt fliegen wir auch schon durch Wolkenbänke ... Ich kann das Ziel nicht erkennen, also muß es unter dem Gewitter liegen; der Zeit nach müssen wir dicht dran sein ... Sekundenweise sind wir im Dunkeln, dann ist es wieder hell. Ich gehe noch dichter ran, vielleicht auf

ein oder zwei Meter, um die Fläche der Kommandeurmaschine in den Wolken nicht aus den Augen zu verlieren, sonst besteht leicht Zusammenstoßgefahr. Warum dreht Hauptmann Steen noch nicht um? In diesem Gewitter anzugreifen wäre unmöglich ... Dann fliegen wir über der schwarzen Decke, unter uns ist es hoffnungslos dicht. Hauptmann Steen sieht von der Karte auf, plötzlich macht er eine Kehrtkurve, indem er die Ju 87 auf eine Flügelspitze stellt. Er denkt dabei natürlich nicht daran, daß ich mit meiner Fläche dicht an der seinen bin. Blitzschnell reagiere ich, drehe stark, noch stärker und damit verhindere ich den Zusammenstoß. Ich habe so weit gedreht, daß ich fast in Rückenlage fliege. Unter der Maschine hängen insgesamt 700 kg Bomben. Dieses Gewicht zieht jetzt die Maschine in rasender Geschwindigkeit auf den Kopf, und ich verschwinde in den pechschwarzen Wolken.

Der Geschwindigkeitsmesser erreicht bald 600 km; klar, ich befinde mich im annähernd senkrechten Sturz. Ich lese an den Leuchtziffern vom Höhenmesser 2300, 2200, 1800, 1700, 1600, 1500 Meter. Wenn das so weitergeht, tut es in wenigen Sekunden einen Knall, und es ist aus ... 1300 Meter, 1100, 800, 600, noch 500 Meter auf dem Höhenmesser; langsam bekomme ich die Instrumente klar, nur auf dem Höhenruder ist ein unheimlicher Druck. Also brause ich immer noch auf die Erde zu ... Ich ziehe mit beiden Händen, um das Flugzeug noch abzufangen in die Horizontallage, ich schnappe nach Luft. Etwas in mir möchte den Kampf mit dieser entfesselten Naturgewalt aufgeben. Warum noch weiter ziehen? Es ist ja doch alles zwecklos ... Nein, weiter ziehen, stur, so sehr ich kann ... Ein dröhnender Schlag! ... Es ist nach wie vor finster um mich. Jetzt sagt Scharnovski seelenruhig:

‚Herr Oberleutnant, wir scheinen wo angestoßen zu sein.'

Die Ruhe meines Bordschützen verschlägt mir die Sprache:

‚In den Flächen haben wir zwei Löcher — es sind Birkenstämme drin — ein großes Stück des Querruders und der Landeklappe fehlt auch!'

Kartenstudium vor dem Start.
Neben dem Fahrwerk eine der
beiden 3,7-cm-Kanonen



Oberst Rudel und Dr. Gadermann
vor ihrer Maschine, inmitten des
Bodenpersonals



Sportliche Betätigung zwischen den Feindflügen war für Rudel eine selbstverständliche Notwendigkeit

Rudel - als Oberleutnant - vor dem Start zum Feindflug mit einer FW 190

Ich schaue raus und stelle fest, daß ich die unterste Wolkendecke wieder durchstiegen habe und über ihr fliege. Tageslicht um mich herum! Ich sehe, es ist wie Scharnovski sagt: zwei große Löcher in beiden Seiten der Flächen, durchschlagen bis auf den Hauptholm; Birkenstämmchen stecken darin. Auch die Landeklappe und das Querruder sind beschädigt. Die Luft verfängt sich in den Flächen, darum der Geschwindigkeitsverlust; die Steuerschwierigkeiten sind mir jetzt auch klar. Wie lange wird es die brave Ju 87 noch machen? Ich befinde mich vermutlich 50 Kilometer hinter der russischen Front. Jetzt erst denke ich an die Bomben und lasse sie fallen; damit wird der Flugzustand etwas besser.

‚Scharnovski, Sie springen über dem Platz mit dem Fallschirm ab! Das ist sicherer für Sie!'

Ich weiß nicht, wie der Vogel von unten aussieht und wie die Löcher in der Fläche die aerodynamischen Eigenschaften bei der Landung beeinflussen werden. Vielleicht schmiert die Kiste beim Anschweben ab?

‚Ich werde nicht aussteigen, Herr Oberleutnant werden schon gut landen', antwortet er. Was soll man da sagen?

Unter uns liegt der Flugplatz. Ich sehe ihn mit neuen Augen, er kommt mir viel vertrauter vor als sonst. Da kann meine Ju ausruhen, da sind die Kameraden, die wohlbekannten Gesichter.

Vor dem Gefechtsstand ist die Gruppe anscheinend zum Appell angetreten. Ist das etwa Befehlserteilung für einen neuen Einsatz? Dann müssen wir schnell sein. Jetzt starren sie alle zu unserem Vogel rauf und treten weg. Ich setze zur Landung an und um einen Sicherheitsfaktor zu haben, gehe ich mit viel Fahrt an den Boden ran. Nach längerer Rollstrecke sitzen wir heil unten. Jetzt stehen alle Kameraden um uns herum und gratulieren uns. Schnell mache ich mich aus dem Kreis los und melde mich beim Kommandeur: ‚Oberleutnant Rudel vom Feindflug zurück. Besonderes Vorkommnis: Bodenberührung im Zielraum — Maschine unklar.' — Er drückt Scharnovski und mir die Hand, ein Lächeln liegt auf seinem Gesicht, dann geht er

kopfschüttelnd aufs Gruppenzelt zu. — Wir müssen natürlich den Kameraden erzählen; sie sagen uns, daß sie gerade angetreten waren, und der Kommandeur eine kurze Trauerrede hielt:

‚Die Besatzung Oberleutnant Rudel wollte Unmögliches möglich machen und durch das Gewitter stürzend das befohlene Ziel angreifen; sie hat den Tod gefunden.‘ Als er gerade Atem holte zu einem neuen Satz, erschien die zerfledderte Ju 87 am Platzrand. Da wurde er noch blasser und ließ schnell wegtreten.

Auch jetzt im Zelt will Hauptmann Steen mir nicht glauben, daß ich nicht mit Absicht ins Gewitter kam, sondern durch seine plötzliche Kehrtkurve, weil ich so dicht an seiner Maschine flog, in eine stockfinstere Nacht hineinfiel. Er glaubt es einfach nicht.

‚Es war bestimmt nicht meine Absicht, Herr Hauptmann.‘

‚Ach was, Sie sind so ein verrückter Kerl, Sie wollten unbedingt den Bahnhof angreifen.‘

‚Sie überschätzen mich, Herr Hauptmann.‘

‚Die Zukunft wird mir schon recht geben. Übrigens geht es gleich wieder los.‘

Eine Stunde später fliege ich mit einer anderen Maschine wieder neben ihm im Luga-Abschnitt.“

SCHON NACH SECHS MONATEN DAS RITTERKREUZ

Im September 1941 erhält Oberleutnant Rudel den Ehrenpokal für besondere Leistungen im Luftkrieg. In diesem Monat kämpfen die „Immelmänner“ mit ihren Stukas trotz allerstärkster Flakabwehr die russische Ostseeflotte im Finnischen Meerbusen nieder. Rudel versenkt — wie eingangs berichtet — die „Marat“, das 23 600 BRT große Schlachtschiff, das mit zwölf 30,5-cm-, 16 12-cm- und sechs 7,6-cm-Geschützen ausgerüstet ist. Es sind harte Einsatztage. Jede russische Schiffseinheit, jeder Ponton, jede Insel und jede kleinste Landzunge der sowjetischen

Kriegshäfen Kronstadt, Leningrad, Oranienbaum und Peterhof wird durch die Flak zur feuerspeienden Hölle, in die sich die Stukapiloten mit ihren Bordschützen stürzen müssen. Und haben sie nicht schon beim Anflug auf die Angriffsziele mit den gefährlichen „Hornissenschwärmen" der roten Jäger zu tun bekommen, dann spätestens beim Abflug . . . So mancher gute Kamerad Rudels gab hier sein Leben, um durch die Ausschaltung der russischen Flotte, die mit ihren weittragenden Geschützen in die Erdkämpfe eingriff, den schwer kämpfenden Kameraden des Heeres zu helfen.

Rudel erinnert sich heute noch genau an den Tag, an dem sein verehrter und allgemein beliebter Gruppenkommandeur, Hauptmann Steen, zusammen mit seinem Bordschützen beim Angriff auf den Kreuzer „Kirov" den Heldentod starb:

„Es geht wieder gegen die ‚Kirov', die in Kronstadt in Nähe der explodierten ‚Marat' liegt. Beim Rollen zum Start gerät Hauptmann Steen gegen ein Hindernis. Seine Maschine ist unklar. Von den Staffeln kann er keine Ersatzmaschine nehmen, sie sind alle schon am Start. Vom Gruppenstab bin ich der einzige, der fliegt. Der Kommandeur steigt aus und kommt zu mir auf die Tragfläche:

‚Daß Sie mir böse sind, wenn ich nun Ihre Maschine nehme', sagt er lächelnd, ‚weiß ich, aber ich muß als Kommandeur unbedingt mitfliegen. Lassen sie Scharnovski gleich hinten drin für den Einsatz.'"

Rudel steigt aus seiner einsatzbereiten Maschine und geht enttäuscht und verärgert, weil er nicht mitfliegen kann, zu den Liegeplätzen, um sich in seiner Eigenschaft als Technischer Offizier (T.O.) die unklaren Maschinen anzusehen. Nach etwa eineinhalb Stunden kommt die Gruppe vom Einsatz zurück. Als die Maschinen zur Landung ansetzen, entdeckt er sofort, daß seine Maschine, die mit der grünen Motorschnauze, fehlt. Nachdem die Kameraden gelandet sind, fragt er, wo der Kommandeur geblieben sei. Keiner will zunächst antworten, dann berichtet einer:

„Hauptmann Steen stürzte auf die ‚Kirov'. Zwischen 1500 und 2000 Metern erwischte ihn ein Flakvolltreffer. Die Steuerorgane der Maschine wurden so getroffen, daß er sie nicht mehr abfangen konnte. Ich sah, wie er versuchte, mit dem Seitenruder die Maschine direkt auf das Schiff zu lenken. Aber unmittelbar an der Bordwand des Kreuzers stürzte er senkrecht ins Wasser. Die Explosion seiner Tausend-Kilo-Bombe hat die ‚Kirov' schwerst beschädigt."

Die Trauer der gesamten Stuka-Gruppe um den gefallenen Kommandeur und den treuen Feldwebel Scharnovski ist groß und gibt dem erfolgreichen Einsatztag einen traurigen Abschluß.

Ab jetzt fliegt in Rudels Maschine der Gefreite Henschel als Bordschütze mit.

Bis zum 1. Oktober 1941 greifen Rudel und seine Kameraden in weiteren Einsätzen die russische Ostseeflotte an. Es gelingt aber nicht, das zweite Schlachtschiff, die „Oktoberrevolution", zu versenken. Als sie eines Tages von den 1000-Kilo-Spezialschiffsbomben getroffen wird, detoniert keine einzige Bombe! Wo sabotiert worden ist, kann nicht mehr festgestellt werden.

Im Dezember wird Oberleutnant Rudel das Deutsche Kreuz in Gold verliehen. Er erhält es als erster in der Gruppe. Und um Weihnachten 1941 macht er seinen 500. Feindflug.

Der Rußlandwinter 1941/42 ist mörderisch, vor allem für die ungenügend mit Winterausrüstung versehenen „Landser", die trotz der eisigen Kälte und Schneestürme immer wieder die fanatisch angreifenden Russen abwehren oder Fronteinbrüche bereinigen. Manchmal zeigt das Thermometer 40—50 Grad unter Null! Viele Waffen und Geräte versagen bei dieser sibirischen Kälte. Auch die Maschinen der III. Stuka-Gruppe sind kaum zum Einsatz zu bringen. Das Bodenpersonal — Flugzeug- und Waffenwarte, Mechaniker, Elektriker und Kraftfahrer —, die bei eisigster Kälte die Maschinen einsatzklar machen und den Nachschub aufrechterhalten sollen, leisten Unvorstellbares. Die Flugzeug- und Waffenwarte schuften bei der großen Kälte die Nächte hindurch und freuen sich über jede Maschine, die sie bis

zum Morgengrauen durch ihren Erfindungsreichtum dem tükkischen „General Winter“ abringen können.

Trotz zahlreicher Ausfälle durch Frostschäden bei dem technischen Personal wird es immer wieder geschafft, daß nicht alle Maschinen wie gefesselte Adler am tief verschneiten Boden bleiben.

Die III. Gruppe des „Immelmann“-Geschwaders liegt jetzt auf dem Flugplatz Gorstowo bei Rusa. Sie unterstützt den deutschen Angriff beiderseits der Autobahn in Richtung Moskau. Hauptmann Preßler hat für den gefallenen Kommandeur die Führung der Gruppe übernommen. Schneestürme, Nebel, niedrige Wolkendecken und an den Angriffszielen starke Flakabwehr: Es ist eine harte Zeit für die Stuka-Besatzungen hier am Mittelabschnitt.

Gegen Ende des Jahres startet die Gruppe zur Verlegung in die Gegend von Wjasma. Über den riesigen, in Eis und Schnee erstarrten Wäldern wird das Wetter immer schlechter. Die Maschinen fliegen dicht über den Bäumen, fast Tragfläche an Tragfläche. Bei dieser schlechten Sicht ist das die einzige Möglichkeit, die Kameraden nicht aus den Augen zu verlieren. Die Flugzeugführer geraten ins Schwitzen: Dieser Flug durch die winterliche „Waschküche“ verlangt höchstes fliegerisches Können und allergrößte Aufmerksamkeit. Für die III. Gruppe wird es ein „schwarzer Tag“: sie verliert dabei mehrere junge Besatzungen, die diesen harten Anforderungen nicht gewachsen sind.

Über Wjasma dreht die Einheit ab nach Norden in Richtung Rschew. Zwanzig Kilometer südlich von Sytschewka landen die „Immelmänner“ bei hohem Schnee in Dugino. Nachdem sie bereits einige Wochen zuvor von Stariza, Kalinin, Gorstowo Einsätze geflogen und einmal sogar den durchgebrochenen Russen nur einen Kilometer vor dem Flugplatz vernichtend angegriffen hatten, fliegen sie jetzt Angriffe in einer Gegend, die sie noch vom letzten Sommer kennen: bei Rschew, ins Wolga-Quellgebiet und an der Bahnlinie bei Olenino, wo Anfang 1942 eine Durchbruchslücke entstanden war.

Am 6. Januar, rund sechs Monate nach seinem ersten Feindflug an der Ostfront, verleiht der Führer und Reichskanzler dem Oberleutnant das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. General der Flieger, Wolfram von Richthofen (VIII. Fliegerkorps), landet mit seinem „Fieseler Storch" bei der III. Gruppe und überreicht Rudel die hohe Tapferkeitsauszeichnung, die er vor allem für seine Schiffs- und Brückenerfolge erhält.

Trotz der großen Kälte — einmal werden 52 Grad gemessen — wird die hart und unter schweren Verlusten kämpfende 9. deutsche Armee mit allen verfügbaren Maschinen unterstützt. Die zwischen Sytschewka und dem Wolgaknie durchgebrochenen Sowjetarmeen und die rund 30 000 bei Rschew eingeschlossenen Russen können bis Mitte Februar unter eigenen großen Verlusten geschlagen werden.

Durchgebrochene Russenverbände greifen sogar den Flugplatz von Dugino an. Darüber erzählt Rudel: „Unser Platz kommt in dieselbe Lage wie einige Wochen zuvor der in Kalinin. Vom Heer stehen vor unserem Platz keine kampfkräftigen Einheiten, und eines Nachts steht der Iwan, von Sytschewka kommend, plötzlich vor Dugino. Unser Stabskompaniechef, Oberleutnant Kresken, stellt aus unserem Bodenpersonal und dem der Nachbareinheiten eine Kampfgruppe zusammen und hält den Platz. Teilweise stehen unsere braven Techniker nachts im Graben, mit Karabiner und Handgranate in der Hand, und am Tage betreuen sie wieder ihre Maschinen. Bei Tageslicht kann nichts passieren, denn wir haben noch Benzin und Bomben am Platz. An zwei Tagen rücken Kavallerieeinheiten und Skibataillone gegen unseren Platz vor. Da wird es kritisch, und wir werfen in Platzrandnähe (!) unsere Bomben. Die Sowjetverluste sind groß; dann geht Kresken, der alte Zehnkämpfer, mit seiner Kampfgruppe zum Gegenangriff über. Wir hängen mit unseren Maschinen über ihm und schießen und bomben vor ihm alles zusammen. So wird der Flugplatz wieder freigekämpft. Erweitert wird nun das Vorfeld durch eine Panzereinheit des Heeres, die Sytschewka wieder einnimmt."

„FLUCHT" AUS DEM LAZARETT

Im russischen bodenlosen „Schlammfrühjahr" 1942 und in den folgenden Monaten fliegen die Stukas des „Immelmann"-Geschwaders an allen Brennpunkten der Ostfront weiter ihre Einsätze als „Infanteristen der Luft" zur Unterstützung ihrer Heereskameraden. Am 15. August 1942 wird Oberleutnant Rudel zum Staffelkapitän ernannt. Wegen seiner hohen Feindflugzahl soll er in den Urlaub gehen, also seine „Stuka-Nerven" in einer heimatlichen „Urlaubswerft" überholen und ab Herbst die Ergänzungsstaffel in Graz-Thalerhof (Steiermark) führen, um junge Besatzungen mit den neuesten Fronterfahrungen vertraut zu machen. Alle Beteuerungen, daß er keine Erholung brauche, daß er nicht aus dem Einsatz, nicht von seinen alten Kameraden weg wolle, sogar seine telefonischen „Torpedos" der Dienstwegumgehung nach oben hin nützen ihm nichts: es bleibt dabei.

In Graz-Thalerhof, wo er einmal Stuka-Schüler war, bildet er nach seinem Urlaub die jungen Stuka-Besatzungen im Verbandsflug, Stürzen, Bombenwerfen und Schießen aus. In jeder freien Minute trainiert er weiter im Zehnkampf, spielt Tennis, schwimmt oder durchwandert im bekannten „Rudel-Tempo" die herrliche Bergwelt in der Umgebung von Graz.

Eines Tages erfährt er, daß die Ergänzungsstaffel eines anderen Geschwaders nach Rußland verlegt wird. Jetzt gibt es für ihn kein Halten mehr: er bohrt telefonisch und schriftlich so lange bei den „hohen Herren", bis er mit seiner Grazer Ergänzungsstaffel zur Krim verlegen darf. Der Flugplatz bei dem Dorf Sarabus unweit von Sinferopol ist das Ziel seiner Ergänzungsstaffel. Die Ausbildung geht wie in Graz weiter. Dann bietet er telefonisch dem kommandierenden General der Luftstreitkräfte im Kaukasus seine Stukas als Einsatzeinheit an, weil mehrere Besatzungen bereits frontreif ausgebildet sind. Zunächst verlegen sie nach Kertsch, dann nach Beloretschenskaja, nahe Maikop, wo ein anderes Geschwader liegt. Gemeinsam un-

terstützen sie den Vormarsch der deutschen Verbände in Richtung Tuapse. Von früh bis spät geht es in den Angriffsraum des Heeres ins Psichtal über Chadykenskaja—Nawaginskaja, über den Goitsch-Paß in Richtung Tuapse.

Die Angriffe in den engen Bergtälern erfordern von jedem Stuka-Piloten größte Geschicklichkeit. Die Abwehr der Flak, die manchmal rechts und links auf den Berghängen steht und die vorbeistürzenden Maschinen aus allen Rohren „beharkt", macht jeden Feindflug zum „Himmelfahrtskommando".

Zäh und tapfer kämpfen sich die deutschen Truppen — darunter auch die Waffen-SS Division „Wiking", die aus europäischen Freiwilligen besteht, im Kaukasus voran. Aber die Verluste sind zu groß, Reserven kaum vorhanden, so daß der Angriff am Goitsch-Paß liegenbleibt.

Einsätze der Stukas gegen einen sowjetischen Panzerzug im Raum Goitsch bleiben zunächst ohne größeren Erfolg. Wenn die verhaßten „Faschisten-Stukas" kommen, zieht er sich stets in einen Tunnel zurück. Rudel meint, wenn man ihn schon nicht auf der Strecke erwischen kann, sollte man ihn „einsperren". Und so geschieht es: mit schweren Spezialbomben werden beide Ausgänge des Tunnels verschüttet. Die schwer kämpfenden Kameraden des Heeres haben vor diesem feuer- und verderbenspeienden „Drachen" einige Zeit Ruhe.

Es folgen zahlreiche Einsätze an der Terekfront zur Unterstützung des Angriffs in Richtung Grosnyj—Kaspisches Meer und wieder Angriffe im Kampfraum Tuapse, diesmal vom Feldflugplatz Beloretschenskaja aus.

Rudel fliegt in diesen Tagen schon seinen 650. Einsatz. Seit Wochen macht ihm eine Gelbsucht schwer zu schaffen. Er will nicht ins Lazarett. Aber im November bleibt ihm nichts anderes übrig, als dem Befehl des Generals Pflugbeil zu folgen, dem die Verbände der Luftwaffe hier unterstehen. Rudel fliegt noch mit einer Me 108, die der General geschickt hatte, zum „Immelmann"-Geschwader, das in Karpowka bei Stalingrad liegt. Er versucht, gleich dortbleiben zu können, aber es scheitert an

seiner Gelbsucht und am Befehl seines Geschwaderkommodores; als „Trost“ verspricht der ihm aber die Führung der ersten Staffel, in der Rudel den Rußlandfeldzug begann. Dann führt sein Weg Mitte November ins Lazarett nach Rostow.

Über diese Zeit im „Pillenbunker“ erzählt Rudel: „Der behandelnde Arzt ist ein ausgezeichneter Mann. Er hat aber die Ruhe weg, und so wird er zum ‚Behandelten‘, als er eines Tages in mein Zimmer kommt und mir ganz bieder ankündigt:

‚Herr Oberleutnant, in zwei Tagen fährt ein Lazarettzug nach Deutschland. Ich werde veranlassen, daß Sie mitfahren.‘

‚Das kommt nicht in Frage!‘

‚Aber Herr Oberleutnant, Sie müssen unbedingt zur Weiterbehandlung in die Heimat! Was denken Sie wohl?!‘ Sein beruflicher Zorn ist entfacht.

‚Ich kann doch nicht wegen einer solch komischen Krankheit nach hinten fahren. Dies ist ein sehr nettes Krankenhaus, aber ich habe genug vom Liegen!‘

Um ihn ganz von meinem Ernst zu überzeugen, füge ich hinzu:

‚Ich muß gleich zum Geschwader zurückfliegen.‘

Jetzt ist der Arzt böse, öffnet den Mund, schließt ihn wieder und bringt zum Schluß heftig heraus:

‚Ich lehne jede Verantwortung ab — verstehen Sie? Jede Verantwortung!‘ Er schweigt einen Augenblick, dann fügt er energisch hinzu: ‚Ich werde es Ihnen außerdem schriftlich an Ihre Einheit mitgeben.‘

Ich mache mich fertig, bekomme meine Krankenpapiere aus dem Krankenhaus und — auf zum Flugplatz! Hier arbeitet eine Feldwerft, die schon öfters Maschinen meines Geschwaders reparierte. Glück muß der Mensch haben! Es ist gerade eine Reparaturmaschine fertig geworden; sie muß nach vorn zum Geschwader nach Karpowka, fünfzehn Kilometer westlich Stalingrads. Daß ich mich stark und gesund fühle, kann ich nicht behaupten, ich gehe ‚traumwandelnd‘ umher. Ich schiebe es aber nicht so sehr auf die Krankheit, sondern auf die plötzliche fri-

sche Luft. Nach knapp zwei Stunden bin ich am Platz in Karpowka, nachdem ich an Tazinskaja—Surwikino und zuletzt an Kalatsch am Don vorbeigeflogen bin . . . Ich melde mich beim Geschwaderkommodore zurück; er ist mehr als erstaunt, mich schon wiederzusehen:

‚Wie sehen Sie denn aus? Augen und alles ist ja quittengelb.'

Ohne Notlüge geht es diesmal nicht: ‚Ich stehe hier, weil ich als gesund entlassen bin.'

Dies wirkt, der Kommodore sieht den Geschwaderarzt an und sagt kopfschüttelnd:

‚Wenn der gesund ist, verstehe ich mehr von Gelbsucht als alle Ärzte. Wo sind übrigens Ihre Krankenpapiere?'

Eine schwierige Frage: Auf dem Platz in Rostow hatte ich dringend Papier benötigt und die ärztliche Erklärung entsprechend nutzbringend verwendet; also schnell nachgedacht und geantwortet:

‚Die Krankenpapiere sollen auf dem Kurierwege nachgesandt werden.'"

Der Kommodore gibt sich damit zufrieden, und Rudel übernimmt wieder seine alte Staffel im Geschwader „Immelmann". Die Gelbsucht macht ihm bei den folgenden Einsätzen noch schwer zu schaffen, bis sie langsam abklingt.

STALINGRADKATASTROPHE BEGINNT MIT RUMÄNENFLUCHT

Ende September 1942: Der Stadtkern Stalingrads ist erobert, die Wolgastadt, die Stalins Namen trägt, fast zu neun Zehnteln in deutscher Hand. Die Kämpfe gehen jetzt nur noch um nördliche Siedlungen und Industriewerke. In der Geschützfabrik „Rote Barrikade", im Hüttenwerk „Roter Oktober", in der Traktorenfabrik „Dserschinski", im chemischen Werk „Lazur" mit dem „Tennisschläger", wie wegen ihrer Form die dortige

Eisenbahnlinie von den „Landsern" genannt wird, hält sich der Russe mit fanatischer Tapferkeit. Auf beiden Seiten wird mit größtem Opfermut unter hohen Verlusten gekämpft. Die „Immelmann"-Stukas fliegen Einsatz auf Einsatz, meist mit dem Stadtplan und Luftaufnahmen in der Hand, auf denen jedes Haus, jede zur Festung ausgebaute Fabrik, jedes Erdloch zu erkennen ist.

Oft sind Mitte November die nördlichen Donbrückenköpfe bei Kletskaja Angriffsziele der Stukas. Am Don stehen größtenteils rumänische Einheiten. Nur im eigentlichen Gebiet von Stalingrad kämpfen die tapferen Soldaten der 6. Armee.

Auf dem Geschwadergefechtsstand trifft eine Alarmmeldung ein. Die Stukas starten zum Einsatz gegen den russischen Brükkenkopf auf dem Westufer des Don. Das Wetter ist schlecht, tiefhängende Wolken, leichter Schneefall, die Temperatur mag bei minus 20 Grad liegen. Die Flugzeugführer sind gezwungen, möglichst tief zu fliegen. Die Stukas sind etwa auf halbem Wege zum Ziel, da sehen die Besatzungen Massen in braunen Uniformen, die ihnen entgegenkommen. Russen? Nein, Rumänen in panikartiger Flucht! Zum Teil werfen sie noch jetzt ihre Handfeuerwaffen weg, um schneller laufen zu können! Ein unheilvoller Anblick für die Stuka-Flieger, die an den Fluchtkolonnen entlang nach Norden fliegen. Jetzt sind sie über den Artilleriestellungen der rumänischen Verbündeten: Alle Geschütze sind verlassen, unzerstört, die Granaten liegen daneben! Erst ein ganzes Stück weiter sehen die Flugzeugbesatzungen die ersten Russen, die mit Bomben und Bordwaffen angegriffen werden. Aber was kann das viel nützen, wenn niemand mehr auf dem Boden Widerstand leistet? Eine ohnmächtige Wut packt die Stuka-Flieger. Wie kann diese Katastrophe noch aufgehalten werden?

Mit maßloser Erbitterung wirft Rudel seine Bomben und streut die Garben seiner Bordwaffen in die uferlos heranbrandende Flut der gelbgrünen, russischen Angriffswellen. Er hat keinen einzigen Schuß mehr in seinen Waffen — könnte sich

also nicht gegen angreifende Jäger wehren — als er mit seinen Kameraden zurückfliegt, um die Maschinen neu zu betanken und zu munitionieren. Auf dem Rückflug sehen die Stuka-Piloten immer noch flüchtende Rumänen in großer Zahl. Rudel denkt: „Glück für die, daß ich keinen Schuß Munition mehr habe, um diese feige Flucht zu stoppen ..." Ihre gut ausgebauten Stellungen, die schwere Artillerie, Massen von Munition und Gerät, alles haben die Rumänen im Stich gelassen. „Sie werden mit ihrer Feigheit eine Katastrophe über die ganze Front heraufbeschwören", befürchtet Rudel.

Widerstandslos rollt nun der Sowjetvormarsch nach Kalatsch. Und damit schließen die russischen Truppen jetzt einen Halbkreis um die 6. Armee in Stalingrad.

*

Wie recht Rudel damals mit seinen Befürchtungen hatte, als er die Massen flüchtender Rumänen am 19. November 1942 sah, zeigen die späteren Ereignisse um und in Stalingrad ...

Paul Carell schreibt in seinem Buch „Unternehmen Barbarossa" (Ullstein-Buch Nr. 4007/08, Frankfurt a. M. — Berlin): „Schon am Mittag des 19. zeichnet sich die Katastrophe ab. Ganze Divisionen der rumänischen Front, vor allem die 13., 14. und 9. I.D., lösen sich auf und fluten panikartig zurück. Die Sowjets stoßen hinterher, nach Westen an den Tschir, nach Südwesten und nach Süden. Dann aber drehen sie mit den Hauptkräften nach Südosten. Es wird klar, sie wollen in den Rücken der 6. Armee ..."

DER 1000. FEINDFLUG

Januar 1943: Die „Immelmann"-Stukas fliegen ihre Einsätze von Gorlowska aus. Der Feldflugplatz liegt im Raum von Stalino, im Donez-Industriegebiet, im Südabschnitt der Ostfront. Überlegene Feindkräfte versuchen die Straße Konstantinow-

skaja—Kramatorskaja in Richtung Slawiansk zu überschreiten. Bei einem dieser Angriffe gegen Teile der 57. sowjetischen Armee, welche die deutsche Front im Raum beiderseits Isjum in einer Breite von 80 Kilometern aufgerissen hat, fliegt der Staffelkapitän Oberleutnant Hans-Ulrich Rudel seinen 1000. Einsatz. Kaum ist er wieder gelandet, wird er von seinen Staffelkameraden stürmisch beglückwünscht. Ein „Schornsteinfeger" überreicht ihm als Glücksbringer ein kleines Schwein, denn „Schwein" muß ein Schlachtflieger haben, sonst geht es sehr schnell „ungespitzt in den Boden" ...

Glück hat Rudel bisher immer gehabt. Aber sind seine großen Erfolge, sind eintausend Feindflüge des sechsundzwanzigeinhalb Jahre alten Staffelkapitäns nur mit Glück zu erklären?

Was 1000 Stuka-Einsätze bedeuten, kann kaum mit Worten geschildert werden. Eintausend Feindflüge, das sind unter anderem: eintausendmal dem befohlenem Ziel und der feindlichen Flak entgegenzustürzen, den ungeheuren Druck beim Abfangen der Maschine zu ertragen, im Tiefstflug, nur wenige Meter über dem Boden, dem Abwehrfeuer aus allen Waffen ausgesetzt zu sein, den fast doppelt so schnellen Feindjägern nicht zum Opfer zu fallen und in jedem Augenblick mit dem Steuerknüppel richtig zu reagieren. In einem winzigen Augenblick das Falsche zu tun, kann die allerletzte Lebenssekunde sein ...

Bei diesen 1000 Feindflügen hat Rudel mehr als 300 000 Flugkilometer zurückgelegt. Das heißt: er hat über siebenmal die Äquatorlänge hinter sich gebracht. Die Bombenlast, die er mit seiner Maschine bei 1000 Einsätzen ins Ziel brachte, hatte ein Gesamtgewicht von mindestens einer halben Million Kilogramm: das sind 35 mit Bomben beladene Güterwagen. Bei Tiefangriffen und Luftkämpfen verschoß er noch etwa drei Güterwagen voll Bordwaffenmunition. Und an Flugbenzin wurden von ihm rund zwanzig Eisenbahntankwagen leer geflogen.

*

Trotz aller möglichen Versuche, bei seinen Kameraden im Einsatz bleiben zu dürfen, muß Rudel nach seinem 1100. Feindflug „befehlsgemäß“ vierzehn Tage Fronturlaub nehmen, den er in St. Anton beim Skilaufen verbringt.

Am 1. April 1943 wird er zum Hauptmann befördert und sein Rangdienstalter wegen Tapferkeit vor dem Feind auf den 1. 4. 1942 vorverlegt. Mit Datum vom 14. April verleiht ihm der Führer das Eichenlaub zum Ritterkreuz, das ihm in der Reichskanzlei Berlin zusammen mit zwölf anderen Soldaten überreicht wird. Er erhält diese hohe Tapferkeitsauszeichnung als 229. Soldat der Deutschen Wehrmacht. Über die Verleihung in der Reichskanzlei schreibt Rudel im Buch „Trotzdem“ u. a.:

„Über eine Stunde spricht er zu uns über die Kriegslage der Vergangenheit und der Gegenwart und über die Pläne der Zukunft. Er streift den ersten Rußlandwinter und Stalingrad. Alle, die wir ganz vorn dabei waren, staunen über die Genauigkeit, mit der er die einzelnen Dinge kennt . . . Er ist voller Ideen und Pläne und absolut zuversichtlich. Immer wieder betont er, daß der Bolschewismus von uns geschlagen werden muß, da dieser sonst die Welt in ein furchtbares Chaos stürzt, aus dem es keinen Ausweg gibt. Darum muß der Bolschewismus an uns zerschellen, auch wenn es die westlichen Alliierten derzeit nicht erkennen wollen, welche unglückselige Politik für sich und die übrige Welt sie treiben . . .“

„HEISSER“ SOMMER 1943

Überall dort wo es „brennt“, wo der deutsche Angriff stekkenbleibt oder der Feind durchgebrochen ist, fliegt das Stukageschwader „Immelmann“ als „rettende Feuerwehr“ Einsatz auf Einsatz: Im Frühjahr am Kubanbrückenkopf, wo Rudel in den Lagunen nordostwärts von Temjruk in wenigen Tagen mit seiner „Kanonenmaschine“, die rechts und links unter den Tragflächen je ein 3,7-cm-Flakgeschütz trägt, 70 russische Lan-

dungsboote vernichtet; einige Wochen später vom Flugplatz Charkow aus, wo die „Immelmänner" die deutschen Panzerdivisionen, darunter die hervorragenden Einheiten, wie die „Leibstandarte", „Totenkopf"-Division und „Großdeutschland" im Angriff mit Stoßrichtung auf Kursk unterstützen und wobei Hauptmann Rudel allein an einem Tage (!) zwölf Panzer abschießt. Bei einem dieser Tiefangriffe Rudels mit der „Kanonenmaschine", die wegen der beiden 3,7-Kanonen sehr langsam und schwerfällig ist, wird er fast von dem explodierenden Panzer „abgeschossen". Nach der Landung stellen die Flugzeugwarte fest, daß die grüne Tarnfarbe an der Ju 87 durch die Explosionsglut abgeschmort und die Maschine von zahlreichen Panzersplittern durchlöchert ist.

Es wird ein „heißer" Sommer für das Geschwader. Auf der Erde tauchen immer mehr amerikanische Panzer und Lastkraftwagen, in der Luft aber immer häufiger amerikanische Jagdflugzeuge auf. Die ersten Lieferungen Amerikas, mit denen die Russen ihre Lücken auffüllen. Auch die Flakabwehr wird ständig stärker. Und immer öfter greifen auch die Russen — meist nachts — mit eigenen und amerikanischen „Boston"-Maschinen die Flugplätze an. Während eines Nachtangriffs bei Orel fällt Rudels Freund, Major und Eichenlaubträger Walter Kraus, Kommandeur der III. Gruppe. Er war einer der ganz großen, erfolgreichen Stukaflieger, ein wunderbarer Mensch und Kommandeur! Sein Tod wird von der ganzen Gruppe als großer Verlust empfunden.

Die III. Gruppe, die zur Zeit auf einem Platz bei Orel liegt, wird nun von Hauptmann Rudel geführt.

In diesem Sommer kehrt so mancher gute Kamerad nicht mehr vom Feindflug zurück; darunter flug- und einsatzerfahrene Ritterkreuzträger. Verschiedene Maschinen explodieren schon beim Sturzangriff ohne Flakeinwirkung, sicherlich als Folge von Sabotagehandlungen.

Es ist „eisenhaltiges Brot", das die Stukaflieger in diesem „heißen" Sommer 1943 „essen" müssen . . . Manch einer meint

nicht ohne Grund, daß man schon an den Knöpfen abzählen könne, wann man selber „dran" sei.

Hauptmann Rudel kann in dieser harten Einsatzzeit seinen 1200. Feindflug „buchen" und schon am 12. August den 1300.

Die „Immelmänner" fliegen bei ihren Einsätzen aus dem Raum Dnjepropetrowsk von einem Flugplatz ostwärts des Dnjepr. Mal geht's nach Norden, dann wieder nach Osten oder Süden. Immer dorthin, wo der größte „Brennpunkt" gerade „dampft" ... Oft hauen die Stukas mit ihren Bomben und Bordwaffen die Kameraden des Heeres im allerletzten Augenblick heraus. Der schönste Dank für die in wenigen Metern Höhe zurückfliegenden „Immelmänner" ist dann das Winken der „Landser", die oft vor Freude ihre Stahlhelme in die Luft werfen und damit manchem Flugzeugführer ungewollt einen Schreck einjagen. Wer würde sich auch schon gerne von einem deutschen Stahlhelm im Tiefstflug, dicht über dem Boden „abschießen" lassen?

Bald setzt wieder die gefürchtete Schlammzeit ein, die jetzt im Herbst vor allem den Bodentruppen schwer zu schaffen macht. Weil feste Straßen fehlen, ist dieser tiefe, teuflische Schlamm im Herbst und Frühjahr stets ein Verbündeter der Russen. Auch der Nachschub an Einsatzmaterial für die Stuka-Einheiten kommt nur schwer heran. Als die Verpflegung knapp wird, „verliert" Rudel ab und zu über dem Dnjepr an einer Stelle, an der ein „Fischkommando" wartet, eine 50-Kilo-Bombe, so daß für die nächste Zeit Fisch auf dem Speiseplan der III. Gruppe steht. Auch die einheimische Bevölkerung nimmt an diesen explosiven „Fischzügen" eifrig teil.

Im Osten und Südosten wird der deutsche Brückenkopf Nikopol von den Sowjets ohne Unterbrechung angegriffen, vor allem aus dem Raum von Melitopol.

Bei niedriger Wolkenhöhe erhält die Maschine Rudels in diesen Tagen Flaktreffer in die Kabine und den Motor. Rudel wird durch Flaksplitter im Gesicht und an der Hand verletzt. Plötzlich steht die „Latte" — der Motor gibt seinen „Geist"

Der Start, einem Wespenschwarm gleich

DER FEINDFLUG

Mit Dr. Gadermann in der Kanonenmaschine



Ein Treffer durchschlug das Rohr eines T-34

Vernichtete T-34 nach einem Stuka-Angriff

auf —, und Rudel macht mit stehender Luftschraube eine Notlandung. Oberleutnant Fickel landet mit seiner Maschine dicht daneben. Zusammen mit seinem Bordschützen Henschel werden schnell die wichtigsten Teile ausgebaut und dann geht's mit der anderen Maschine mit doppelter Besatzung zurück zum Platz. Nicht immer haben die Stukapiloten so viel Glück. Einmal kommen sie von einem Einsatz zurück, wollen landen, da schießt die deutsche Flak zwischen ihnen hindurch auf russische Jäger. Dabei werden der Staffelkapitän der 7., Oberleutnant Herling und der Gruppen-T.O., Oberleutnant Kruminga, getroffen: Aufschlagbrand! Wenig später fällt auch Oberleutnant Fritzsche. Der Verlust trifft die III. Gruppe wie ein hinterhältiger, schwerer Schlag. Alle drei waren Ritterkreuzträger, gute Kameraden und ausgezeichnete Vorgesetzte.

... MIT EICHENLAUB UND SCHWERTERN

November 1943: Ein Funkspruch trifft ein. Hauptmann Rudel ist das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern als 42. Soldat der Deutschen Wehrmacht verliehen worden. Er soll sich im Führerhauptquartier in Ostpreußen melden, um die Auszeichnung entgegenzunehmen. Lassen wir dieses große Ereignis Rudel wieder selbst schildern:

„Es ist um die Zeit meines 100. Panzerabschusses. Persönlich freue ich mich über die erneute Auszeichnung: sie unterstreicht nicht zuletzt die Leistung meiner Gruppe. Aber es tut mir doch sehr leid, daß der Antrag für Henschels Ritterkreuz noch nicht genehmigt zurückgekommen ist. Irgendwo muß der Antrag noch liegen. Ich entschließe mich daher, meinen Bordschützen auf jeden Fall zu meiner Meldung mitzunehmen. Henschel hat gerade seinen 1000. Feindflug gemacht und ist mit einigen Abschüssen sowjetischer Jäger zu dieser Zeit der weitaus führende Bordschütze. Über Winniza, Proskurow, Lemberg und Krakau

geht es nach Ostpreußen in die Nähe von Goldap ins Führerhauptquartier. Wir landen zunächst in Lötzen. Ich melde mich bei Oberstleutnant von Below (Adjutant der Luftwaffe beim Obersten Befehlshaber der Deutschen Wehrmacht) und erfahre von ihm, daß zu gleicher Zeit Major Hrabak (ein erfolgreicher Jagdflieger) das Eichenlaub in Empfang nehmen soll; seine Meldung wird mit mir zusammen erfolgen. Henschel habe ich gleich mitgebracht und frage Below, ob der betreffende Antrag nicht bei ihm aufgetaucht sei. Er verneint es, verspricht aber sofort, den augenblicklichen Stand der Dinge beim Reichsmarschall zu erfragen. Auch dort kann das Schriftstück nicht gefunden werden; es müßte da zunächst zur Befürwortung liegen. Diese wird durch Oberstleutnant von Below vom Reichsmarschall mündlich eingeholt. Anschließend geht er zum Führer hinein und meldet ihm, daß ich Henschel aus den angeführten Gründen gleich mitgebracht hätte und von seiten des Oberbefehlshabers der Luftwaffe Henschels Ritterkreuz befürwortet würde. „Henschel soll gleich mitkommen", ist die Antwort. Für meinen treuen Bordschützen ist es ein großes Ereignis. Nur ganz wenige empfingen das Ritterkreuz vom Führer persönlich, da die persönliche Verleihung durch den Obersten Befehlshaber erst mit dem Eichenlaub beginnt.

So stehen Major Hrabak, Henschel und ich dem Führer gegenüber. Er verleiht uns zunächst die Auszeichnungen und trinkt dann in seinem Arbeitszimmer Tee mit uns. Er spricht über die vergangenen Operationen im Osten und ihre Lehren, über nun anlaufende Neuaufstellungen von Einheiten, die unbedingt erforderlich sind für den kommenden Angriff der westlichen Alliierten. Die Heimat wird noch eine Menge Divisionen aufstellen können, und die Industrie kann diese mit genügenden Waffen ausstatten. Indessen arbeite der deutsche Erfindergeist weiter an überragenden Projekten und mit der Anspannung der Gesamtkräfte des Volkes werde und müsse es gelingen, den Sieg über den Bolschewismus zu erringen. Nur das deutsche Volk werde dazu in der Lage sein, das betont er besonders. Er

ist stolz auf seine Ostfrontsoldaten und kennt die unendlichen Strapazen und Mühen ihres Einsatzes. Er macht gesundheitlich einen guten Eindruck, ist voller Ideen und Vertrauen in die Zukunft."

*

Wenige Tage später sind Rudel und sein Bordschütze Henschel wieder im Südabschnitt der Ostfront. Tag für Tag, trotz manchmal äußerst schlechten Flugwetters und sich immer mehr verstärkender Flak- und Jägerabwehr greifen die „Immelmann"-Stukas den Feind an. Sie wissen um was es geht...

Immer häufiger müssen sich Rudel und seine Kameraden von der Panzerstaffel, die mit den 3,7-cm-Kanonen ausgerüstet ist, über dem Angriffsziel mit den russischen Jägern herumschlagen, deren Einheiten durch eine große Anzahl amerikanischer Baumuster, vor allem des Typs „Airacobra", verstärkt wurden. Dieser Typ ist mehr als doppelt so schnell wie die Ju 87 mit ihren langen und schweren „Flak-Rohren" unter den Tragflächen. Außerdem ist die „Airacobra" mit einer 3,7-cm-Kanone und vier 12,7-mm-MG bewaffnet und wegen des Mittelmotors hinter dem Flugzeugführersitz für ein so schnelles Jagdflugzeug sehr wendig. Wie auf der Erde, wo ebenfalls immer öfter amerikanische Panzertypen und Massen von US-Lastkraftwagen auftauchen, so auch in der Luft: Roosevelt hilft seinem roten Freund, dem „guten, lieben Old Joe" im Kreml oft aus größter „Verlegenheit". Bereits im ersten Jahr des Rußlandhilfsprogramms war allein über die Nordmeerroute, also Murmansk und Archangelsk, folgendes Kriegsmaterial an die Sowjetunion geliefert worden:

3052 Flugzeuge (Deutschland ging mit 1830 Maschinen in den Ostkrieg), 4048 Panzer (die Deutsche Wehrmacht hatte am 22. 6. 1941, bei Beginn des Rußlandfeldzuges, 3580 Panzerkampfwagen), 520 000 Motorfahrzeuge aller Art (das Großdeutsche Reich war mit insgesamt 600 000 Fahrzeugen in den Krieg gegangen).

Und bis Kriegsende ging der ungeheure Strom alliierter Waffenlieferungen, sich von Monat zu Monat steigernd, weiter, was nach Auffassungen von Kriegshistorikern und Militärs im Rußlandkrieg die entscheidende Wende brachte. Roosevelt und Churchill sorgten dafür, daß das rote Höllenfeuer im Osten nicht durch Deutschlands europäische „Feuerwehr" gelöscht werden konnte ...

Die Verluste durch Feindjäger amerikanischen Typs sind groß, auch bei den Erdverbänden: denn die „Airacobras" werden auch an vielen Brennpunkten als Jagdbomber eingesetzt.

EIN STUKA ROLLT DIE STRASSE ENTLANG ...

Es weht auch hier im Südabschnitt stark „eisenhaltige Luft", die den Stukaverbänden im Jahre 1944 viele Verluste bringt. Durchgebrochene Feindpanzereinheiten führen jetzt fast immer eigenen Flakschutz, vor allem auch Vierlingsgeschütze mit, und das ungünstige Flugwetter tut ein übriges, um viele Einsätze zum „Himmelsfahrtskommando", fliegerisch besser ausgedrückt: zum „Bodenfahrtskommando" mit Aufschlagbrand und Trichter im Boden zu machen.

„Brieftauben", so witzeln die „Immelmänner" oft im Winter und Frühjahr, „würden bei diesem Wetter zu Fuß gehen!" Daß auch ein Stuka „zu Fuß gehen" kann, beweist Rudel eines Tages.

Im Raum von Kirowograd, wo die Sowjets immer wieder mit unerschöpflichen Menschen- und Panzermassen durchzubrechen versuchen, fliegt er eines Tages zusammen mit der Maschine des Oberleutnants Fickel Aufklärung und einige Tiefangriffe. Auf dem Rückflug verschlechtert sich das ungünstige Einsatzwetter immer mehr.

Noch haben sie nicht den halben Weg hinter sich und Nowo

Ukrainka erreicht, als plötzlich eine starke Nebelbildung eintritt. Fickel fliegt ganz dicht an Rudels Maschine, um sie nicht aus den Augen zu lassen. Der Erdboden ist kaum noch zu sehen. Plötzlich ist Fickels Maschine verschwunden. Hoffentlich hat er keinen Schornstein gerammt?

Rudel kann nur im letzten Augenblick einem Schornstein ausweichen. Das war knapp ... Dann huschen schemenhaft Bäume, Hügel und Telegraphenstangen unter seiner Maschine hindurch. Er fliegt nur nach Kompaß und muß der Flugzeit nach etwa zwanzig Minuten vor dem Feldflugplatz Perwomaisk sein. Der Nebel wird immer dichter ...

„Henschel, wir landen", sagt Rudel kurzentschlossen. Wo, weiß er nicht: Die „Waschküche" ist grau in grau. Er fährt die Landeklappen aus, nimmt das Gas etwas zurück und tastet sich mit der Maschine flach an den Boden. Hoffentlich taucht kein Hindernis auf! Da — das Fahrwerk holpert über die Erde. Kein Überschlag! Die Maschine rollt aus.

Henschel strahlt übers ganze Gesicht: „Da haben wir aber Schwein gehabt!" Er steigt aus. Die Sicht beträgt nur 30 bis 50 Meter. In der Nähe muß eine Straße sein. Fahrzeuggeräusche klingen dumpf herüber. Rudel schickt ihn in die entsprechende Richtung, und Henschel erfährt von Kraftfahrern des Heeres, daß die Straße direkt nach Perwomaisk führt, das noch rund 50 Kilometer entfernt ist. Henschel steigt in die Maschine, Rudel läßt den Motor an und rollt langsam zur Straße. Und dann fädelt er sich mit seinem Stuka in den starken Verkehr ein, als sei das die alltäglichste Sache der Welt. Die Sicht ist weiterhin schlecht, und Rudel muß sehr aufpassen, um kein Heeresfahrzeug mit der Luftschraube „anzuknabbern". Erst aus nächster Nähe erkennen die Fahrer, welch ungewöhnliches Auto ihnen entgegenrollt; sie staunen „Bauklötze" und weichen aus. So etwas haben sie noch nicht erlebt ... Mancher reibt sich die Augen, als der „Stuka zu Fuß" im Nebel auftaucht. So rollen Rudel und Henschel zwei Stunden lang, immer bergauf, bergab. Plötzlich taucht eine Bahnunterführung auf, die Tragflächen der Ma-

schine passen nicht hindurch. Nur noch zwölf Kilometer bis Perwomaisk ...

Mit einem Auto des Heeres fährt Rudel zum Feldflugplatz. Henschel bewacht indessen das Flugzeug und wird durch den 1. Wart abgelöst. Die Freude ist groß: Die Kameraden haben sich Sorgen gemacht. Mittags lichtet sich erst der dichte Nebel. Rudel fährt zu der Maschine und startet auf der Straße. Wenige Minuten später steht sie wieder auf ihrem Liegeplatz in Perwomaisk, und die treuen Mechaniker betrachten sie wie den zurückgekehrten verlorenen Sohn. Am Nachmittag geht's zu neuem Einsatz.

Bald ruft auch Oberleutnant Fickel an, daß er eine einwandfreie Notlandung machen konnte. Die Freude darüber ist groß.

FLUCHT ÜBER DEN DNJESTR

Am 1. März 1944 wird Rudel, Kommandeur der III. Gruppe des „Immelmann"-Geschwaders, zum Major befördert, unter Festsetzung seines Rangdienstalters wegen Tapferkeit auf den 1. 10. 1942.

Täglich fliegt er Einsatz auf Einsatz, um mit seinen Kameraden den im größten Frontdreck liegenden „Landsern" zu helfen und die rote Gefahr aus der Steppe des Ostens abzuwehren. Bei einem dieser Einsätze landet er — wieder einmal — hinter den feindlichen Linien, um eine notgelandete Besatzung zu retten.

20. März 1944: In einer Schlechtwetterperiode haben die Sowjets — ungestört durch die „Stukas", die nicht starten konnten — Brücken über den Dnjestr geschlagen. Ein Durchbruch im Gebiet der mit Deutschland verbündeten Rumänen zeichnet sich ab.

Rudel, vor einigen Wochen zum Major befördert, am 25. November 1943 als 42. Soldat der Großdeutschen Wehrmacht mit den Schwertern zum Eichenlaub des Ritterkreuzes ausgezeichnet, führt am 20. März seine III. Gruppe in sieben Einsätzen

im Raum Nikolajew und Balta gegen den Feind; der achte Feindflug geht gegen die Dnjestr-Brücke bei Jampol. Es wurde ein Einsatz, bei dem Rudels Leben an einem „seidenen Faden" hing; ein Einsatz, der ihn alles abverlangte, was er als Soldat, vorbildlicher Offizier, Vorgesetzter und Kamerad nur hergeben konnte. Lassen wir ihn selber erzählen:

„Es ist strahlend blauer Himmel und anzunehmen, daß nach dieser langen Vorbereitungsmöglichkeit die Abwehr durch Flak und Jäger erheblich verstärkt sein wird. Da mein Feldflugplatz und auch Rauchowka völlig verschlammt sind, ist die Jagdgruppe nach dem Betonplatz in Odessa umgesiedelt. Mit un- und versinken nicht gleich. Telefonisch vereinbaren wir, daß seren breiten Reifen können wir den Schlamm besser vertragen wir uns zur bestimmten Uhrzeit etwa 50 Kilometer vor dem Ziel in 2500 Meter Höhe über einer ausgemachten markanten Dnjestrschleife treffen wollen. Anscheinend aber sind auch in Odessa irgendwelche Schwierigkeiten aufgetaucht; mein Begleitschutz kommt nicht. Das Ziel ist klar, selbstverständlich greifen wir an.

Schon zwanzig Kilometer vor dem Angriffsziel, der Brücke bei Jampol, gebe ich über Funkspruch durch: ‚Feindliche Jäger!' Über zwanzig Sowjets vom Typ ‚Lag 5' kurven auf uns ein. Unsere Maschinen sind beim Kurven behindert durch die Bombenlast. Ich fliege Abwehrschleifen und nehme eine Position ein, aus der ich mich jederzeit hinter die Feindjäger hängen kann, wenn sie — wie meist üblich — die letzte Maschine meines Verbandes abschießen wollen. Trotz des Luftkampfes schiebe ich mich mit meiner braven Ju 87 langsam an das Bombenziel heran.

‚Fertig machen zum Angriff', gebe ich durch, ‚zusammenbleiben, aufschließen, Angriff!'

Und ich setze zum Sturzangriff auf die Brücke an. Im Sturz sehe ich das Aufblitzen vieler Flakgeschütze; die Geschosse flitzen an der Maschine vorbei. Mein Bordschütze Henschel meint, der Himmel sei voller Watte, so nennt er die zerlegten

Flakgeschosse. Verdammt, die Abstände zwischen den Maschinen vergrößern sich; darunter leidet die Abwehrkraft gegen die Jäger, die immer noch angreifen. Ich ermahne die Säumigen:

,Fliegen Sie weiter, schließen Sie auf, wir haben *auch* Angst!'

Mancher Kraftausdruck entschlüpft mir. Ich fange meine Maschine ab und sehe aus 400 Meter Höhe meine Bombe unmittelbar rechts neben die Brücke einschlagen — also Seitenwind.

,Wind von links, links anhalten!' gebe ich durch.

Die dritte Maschine vernichtet die Brücke endgültig durch Volltreffer. Beim Kreisen stelle ich die Standorte der feuernden Flakbatterien fest und gebe Befehl diese anzugreifen.

,Die werden heute wieder anständig zur Minna gemacht', meint Henschel hinter mir.

Zwei neue Besatzungen haben leider beim Sturz leicht abgehangen, ,Lags' klemmen sich dazwischen. Der eine Flugzeugführer scheint völlig durchgedreht und die Übersicht verloren zu haben; er saust an mir vorbei in Richtung Feindgebiet. Ich versuche ihn ,einzufangen', kann aber seinetwegen nicht meine ganze Gruppe im Stich lassen. Ich brülle im Funksprech, ich fluche, ich mahne, vergeblich! Er fliegt zur russischen Dnjestrseite; aus seiner Maschine kommt nur eine leichte Rauchfahne, und er könnte bestimmt, wie eine zweite Maschine das macht, einige Minuten weiterfliegen und so eigenes Gebiet erreichen.

,Völlig mit den Nerven runter, der Bulle', tönt's im Kopfhörer; das war Fickels Stimme. Im Augenblick kann ich mich um die Maschine, die in die verkehrte Richtung fliegt, nicht kümmern: ich muß versuchen, meinen ,Haufen' zusammenzuhalten und mich in Flugellipsen wieder nach Osten zu bewegen. Nach einer Viertelstunde drehen die Jäger ohne Erfolg ab, und wir fliegen im normalen Verband Richtung Heimat. Dem Staffelkapitän der Siebenten befehle ich, den Verband nach Hause zu führen; zusammen mit der zweiten Maschine des Stabes, Leutnant Fischer, mache ich kehrt und fliege im Tiefstflug dicht über dem Wasser des Dnjestr zurück; rechts und links die steilen Ufer. Ein Stück voraus sehe ich in Richtung der vernichteten

Brücke, etwa tausend bis dreitausend Meter hoch, die russischen Jäger. Aber hier dicht über dem Fluß, zwischen den Steilhängen, bin ich schwer zu erkennen und werde vermutlich auch nicht mehr erwartet. Im kurzen Hochziehen über die Uferböschung entdecke ich fünf bis sechs Kilometer rechts von uns auf einem Feld die notgelandete Maschine; die Besatzung steht unweit davon. Wild winkend schauen die beiden herauf, als ich vorbeifliege.

‚Hättet ihr bloß vorher so genau auf mich geachtet, dann wäre dieses gefährliche Unternehmen überflüssig gewesen', denke ich, als ich eine Kurve drehe, um zu sehen, ob das Feld zur Landung geeignet ist. Es ist geeignet, soweit ich das von oben beurteilen kann. Mit etwas Überwindung sage ich mir: ‚Also ... ran und runter! Das wird die siebente Besatzung, die ich den Russen wieder vor der Nase wegschnappen möchte.' Leutnant Fischer bekommt durch Sprechfunk den Auftrag, oben zu warten und eventuell angreifende Jäger zu stören. Die Windrichtung ist mir vom Bombenwerfen her bekannt — Landeklappen raus, Gas weg, gleich wird meine Maschine aufsetzen. Was ist los? Ich komme zu weit, muß durchstarten, eine weitere Kurve drehen. Das ist mir bei solch einer Gelegenheit noch nie passiert. Ob das ein Wink des Schicksals ist, hier nicht zu landen?

Kommt nicht in Frage! Wieder Gas weg, Klappe raus — ich schwebe an, die Maschine setzt auf ... und ich merke gleich, daß der Boden sehr weich ist: ich brauche nicht einmal zu bremsen. Genau vor den beiden Kameraden rollt die Maschine aus. Es ist eine neue Besatzung, ein Unteroffizier und ein Obergefreiter. Henschel schiebt unser Kabinendach auf, ich winke: ‚Schnell, schnell! Einsteigen!' Den Motor habe ich laufen lassen. Die beiden Pechvögel klettern zu Henschel nach hinten in die Maschine.

‚Henschel, fertig?'

‚Jawohl!'

Ich gebe Gas, linke Bremse — ich will zurückrollen, um genau so rausstarten, wie ich gelandet bin. Mein linkes Rad ver-

sackt im Morast; je mehr ich Gas gebe, desto mehr frißt sich das Rad in den Boden. Die Maschine bewegt sich nicht mehr von der Stelle. Vielleicht klemmt nur zwischen Radverkleidung und dem Rad zu viel Dreck?

‚Henschel, schnell, steig aus, mach die Radverkleidung ab, vielleicht geht's dann!'

Sein Fliegerkappmesser bricht, die Radverkleidung bleibt dran! Aber auch ohne sie würde es nicht gehen, wir sind rettungslos versackt. Steuerknüppel an den Bauch, nachlassen, etwas nach vorne drücken, ruckartig Vollgas geben: alles das nützt nichts! Ich könnte vielleicht einen Kopfstand der Maschine erreichen, aber dann wär's ganz aus mit dem Starten. Leutnant Fischer drückt seine Maschine tief über uns hinweg und fragt über Funksprech:

‚Soll ich landen?'

Nach kurzer Überlegung sage ich mir, daß auch er nach der Landung nicht mehr wegkommen kann und antworte:

‚Nein, landen Sie nicht! Sie fliegen nach Hause!'

Ich sehe mich um: da kommen — etwa vierhundert Meter entfernt — scharenweise Iwans gelaufen. ‚Alles raus aus der Maschine, mir nach!' und schon rennen wir, was die Beine hergeben, nach Süden. Beim Überfliegen der Notlandestelle habe ich in ungefähr sechs Kilometer Entfernung den Dnjestr gesehen. Über ihn müssen wir auf jeden Fall, sonst sind wir eine leichte Beute der uns verfolgenden Sowjets.

Das Laufen ist nicht leicht, ich trage hohe Pelzstiefel, Pelzjacke und die normale Kommißhose. Schwitzen ist gar kein Ausdruck! Wir laufen so schnell wir trotz der Behinderung durch Fliegerstiefel und Pelzkombination können. Keiner muß angespornt werden: niemand möchte in sowjetische Gefangenschaft geraten, die schon manchen Sturzkampfflieger zu einem sofortigen oder einem langsamen, quälenden Sterben wurde.

Eine halbe Stunde mag vergangen sein. Unsere Laufleistung ist gut, die Iwans sind jetzt etwa tausend Meter entfernt. Plötzlich stehen wir vor dem fast senkrecht abfallenden Steilhang,

unten fließt der Strom. Der Höhenunterschied beträgt zwischen dreißig und vierzig Metern. Wir laufen hin und her, um eine Abstiegsmöglichkeit zu finden ... unmöglich! Wir sitzen in der Falle: hinter uns der Iwan, der immer näher kommt, vor uns der Abgrund zum Dnjestr! Da schießt mir eine Erinnerung aus der Bubenzeit durch den Kopf: wir ließen uns von den Spitzen der Fichten durch die Äste nach unten rutschen, und weil so der Fall gebremst wurde, kamen wir heil nach unten. Aus dem Gestein des Steilhanges hier wächst in dichter Fülle Dorngebüsch mit großen Stacheln. Einer nach dem anderen läßt sich die bewachsene Steilwand nach unten ‚gleiten', und wir landen am Ufer, wenn auch zerkratzt und zerschunden an allen Gliedern und mit zerrissenen Kleidungsstücken. Henschel wird etwas nervös, er ruft:

‚Sofort rein! Lieber ertrinken als mich von den Russen schnappen zu lassen!'

Ich mahne zur Vernunft, denn wir glühen vom Laufen, sind in Schweiß gebadet. Kurze Pause, dann soviel wie möglich Kleidungsstücke ablegen. Die Iwans sind inzwischen oben angekommen. Sie können uns nicht sehen, weil wir uns im toten Winkel ihres Blickfeldes befinden. Sie laufen hin und her und können sich nicht erklären, wo wir geblieben sind. Sie halten es bestimmt für unmöglich, daß wir über die senkrechten Wände nach unten gesprungen sein könnten! — Der Dnjestr führt Hochwasser; es ist Schneeschmelze, hier und da schwimmt ein Brocken Eis. Wir schätzen die Flußbreite auf sechshundert Meter, die Wassertemperatur auf drei bis vier Grad über Null. Die anderen drei gehen schon ins Wasser, nachdem von den Iwans oben am Steilufer nichts mehr zu hören ist. Ich ziehe Pelzstiefel und Pelzjacke aus. Nun folge auch ich, nur noch mit Hemd und Hose bekleidet, unterm Hemd die Landkarte, in der Tasche das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern und den Fliegerarmbandkompaß. Als ich das eisige Wasser an den Beinen spüre, sage ich mir: ‚Hier gehst du nie rein!' Dann denke ich an die Folgen, hole tief Luft und schwimme schon.

Die Wassertemperatur lähmt schon nach kurzer Zeit die Glieder: Ich bekomme keine Luft, fühle nicht mehr, daß ich schwimme. Fest konzentrieren, sich die Schwimmbewegungen vorstellen und sie ausführen! Nur so geht es. — Das andere Ufer kommt nur unmerklich, ganz, ganz langsam näher; die drei Kameraden schwimmen vor mir. Ich denke an Henschel, meinen Bordschützen, er schwamm sich frei bei mir in der Ergänzungsstaffel in Graz, aber mit Energie und dem verzweifelten ‚Muß', das dahinter steht, wird er die zwanzig Minuten von damals heute unter erschwerten Umständen wiederholen müssen, vielleicht sogar etwas länger.

In der Strommitte bin ich auf gleicher Höhe mit ihm, einige Meter voraus schwimmt der Bordschütze des zweiten Flugzeuges, wesentlich weiter vorn der Unteroffizier; er scheint ein hervorragender Schwimmer zu sein. Langsam fühlt man nur noch den Selbsterhaltungstrieb, der die Kräfte dazu verleiht nicht aufzugeben. Es geht auf Biegen und Brechen. Ich staune über die anderen Kameraden, denn ich bin als alter Zehnkämpfer Übermüdung und körperliche Höchstbeanspruchung gewöhnt. Ich denke zurück: letzte Übung immer der 1500-Meter-Lauf, oft Gluthitze, nachdem man vorher in neun anderen Disziplinen die größtmöglichste Leistung versuchte. Diese damaligen Anstrengungen machen sich heute bezahlt. Rein sportlich ausgedrückt, geht die augenblickliche Kraftanstrengung im eisigen Dnjestr bis zu neunzig Prozent an meine Leistungsfähigkeit überhaupt.

Der Unteroffizier steigt aus dem Wasser und legt sich ans Ufer, etwas später erreiche ich das rettende Ufer, knapp danach der Obergefreite; Henschel hat noch etwa einhundertfünfzig Meter. Die beiden anderen liegen keuchend und völlig erstarrt am Boden, der Bordschütze phantasiert wirr durcheinander. Armer Kerl! Ich sitze und beobachte Henschel. Noch etwa achtzig Meter. Plötzlich wirft er die Arme hoch und schreit:

‚Ich kann nicht mehr, kann nicht mehr!' und versinkt. Noch einmal taucht er auf, dann nicht mehr. Ich springe erneut ins

Wasser, jetzt mit den letzten zehn Prozent Kraft, die ich vielleicht noch habe; erreiche die Stelle, an der ich Henschel eben noch sah. Ich tauche, komme wieder hoch; ich kann nicht lange tauchen, denn dazu brauche ich Luft; durch die Kälte kann ich nicht genügend Luft zum Tauchen kriegen. Nach mehrmaligen nutzlosen Versuchen erreiche ich mit Mühe selbst gerade noch das Ufer. Wäre es geglückt, Henschel zu fassen, würde ich mit ihm im Dnjestr geblieben sein. Es war sehr schwer, und dieser Anforderung wäre kaum jemand gewachsen gewesen. Nun liege auch ich am Ufer ... matt, ausgepumpt, völlig erschöpft ... und irgendwo im Innern erfaßt mich ein tiefes Elend, der Schmerz um meinen teueren Henschel. Einen Augenblick später beten wir für unseren Kameraden ein Vaterunser.

Die Landkarte ist aufgelöst vom Wasser, aber ich habe alles genau im Kopf. Nur — weiß der Teufel — wie weit stehen auf dieser Seite die Russen? Oder werden wir irgendwann noch auf Rumänen stoßen? Ich stelle unsere Bewaffnung fest: ich selbst habe eine 6,35-Millimeter-Pistole mit sechs Schuß Munition, der Unteroffizier hat eine 7,65 mit einem gefüllten Magazin, der Obergefreite verlor seine Pistole beim Schwimmen und hat nur Henschels abgebrochenes Fliegerkappmesser. Mit diesen Waffen in den Händen geht es in Richtung Süden.

Es ist etwa 15 Uhr, die Sonne steht im Südwesten, sie scheint uns von vorn rechts ins Gesicht. Zunächst laufen wir in einem kleinen Tal, rechts und links höhere Hügel. Wir sind noch völlig erstarrt, der Obergefreite phantasiert weiter. Ich mahne zur Vorsicht: Wir müssen versuchen, alle menschlichen Ansiedlungen zu umgehen. Jeder bekommt einen bestimmten Abschnitt zum Beobachten zugeteilt.

Hunger quält mich. Mir fällt ein, daß ich heute noch nichts gegessen habe; es war der achte Einsatz. Zwischen den Feindflügen blieb keine Zeit.

Eine Stunde mögen wir nun unterwegs sein, die Sonne verliert schon wieder an Kraft, und unsere vor Nässe triefenden Kleidungsstücke beginnen langsam zu ‚vereisen'.

Da vorne: Sehe ich da was oder täusche ich mich? Nein, es ist Wirklichkeit! Genau aus Richtung der Sonne, ich kann es so schlecht erkennen, bewegen sich drei Gestalten auf uns zu; sie sind an die dreihundert Meter entfernt und haben uns bestimmt gesehen, früher als wir sie. Vielleicht lagen sie in Deckung hinter der Hügelkette? Große Kerle sind's, sicher Rumänen. Jetzt sehe ich besser: die beiden äußeren haben ein Gewehr umhängen, der mittlere eine Maschinenpistole. Er ist jung, die anderen beiden sind sicher Reservisten, etwa vierzig Jahre alt. Nicht unfreundlich kommen sie auf uns zu in ihren braungrünlichen Uniformen. Mir fällt plötzlich ein: Wir haben ja keine Uniform mehr an und unsere Nationalität ist nicht so ohne weiteres zu erkennen. Ich rate dem Unteroffizier noch schnell, die Pistole wegzustecken; ich tue es auch, damit die drei Rumänen nicht nervös werden und zu schießen anfangen. Die rumänischen Soldaten stehen jetzt einen Meter vor uns und sehen uns neugierig an. Den Bundesgenossen will ich nun klarmachen, daß wir notgelandete deutsche Flieger sind, daß sie uns helfen sollen mit Kleidung und Verpflegung und daß wir sofort zu unserer Truppe zurück müssen. Ich sage:

‚Wir sind notgelandete deutsche Flieger', — — — da verfinstern sich plötzlich ihre Mienen, und im gleichen Augenblick habe ich die drei Läufe ihrer Waffen vor der Brust; der junge Soldat schlägt auf meine Pistolentasche und reißt meine 6,35er heraus. Weil die drei genau aus Richtung der tiefstehenden Sonne auf uns zukamen, konnten wir ihre Uniformen nicht genau erkennen. Jetzt sehe ich deutlich an ihren Kopfbedeckungen Hammer und Sichel, den roten Stern unserer Feinde.

An Gefangenschaft denke ich keinen Augenblick, nur an Flucht! Es besteht nur ein Prozent Wahrscheinlichkeit für das Gelingen, 99 Prozent fürs Nichtgelingen — so dicht vor den Läufen der drei Waffen. Auf meinen Kopf — tot oder lebendig — hat Stalin 100 000 Rubel ausgesetzt, fällt mir ein. Ich drehe langsam diesen anscheinend so teuren Rubel-Rudelkopf, um zu sehen, wohin ich am besten laufen kann. Die drei Russen wittern

etwas: einer schreit: ‚stoy' (Halt!). Ich bücke mich blitzartig unter einer Drehung von 180 Grad und sprinte los, gebückt im Zickzack.

Drei Schüsse krachen! Dann knallen ununterbrochen die zwei Schnellfeuergewehre und die Maschinenpistole. Plötzlich ein stechender Schmerz in der Schulter! Aus kurzer Entfernung hat mir der Kerl mit der MP durch die Schulter geschossen, die beiden anderen schossen vorbei.

Ich laufe wie ein Hase im Zickzack den Hügel rauf. Kugeln pfeifen oben, unten, rechts, links. Die Iwans rennen hinterher, halten an, schießen, laufen, schießen, laufen. Noch kurz vorher glaubte ich, vor Starrheit meine Glieder kaum bewegen zu können. Jetzt laufe ich den Lauf meines Lebens! Nie bin ich vermutlich eine bessere 400-Meter-Zeit gelaufen. Blut rinnt aus der Schulterwunde, ich muß gegen ein Schwarzwerden vor den Augen ankämpfen. Fünfzig oder sechzig Meter lauf ich keuchend vor meinen Verfolgern her. Die Kugeln pfeifen ununterbrochen. Mein einziger Gedanke: ‚Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt!'

Der Hügel will kein Ende nehmen; ich laufe, laufe, immer der Sonne entgegen, um den Iwans das Zielen und Schießen zu erschweren. In die grelle Sonne schauen und genau etwas zu sehen, ist schwierig; ich hab's ja soeben selbst erlebt. Jetzt erreiche ich eine Art Höhenkamm, meine Kräfte sind erschöpft. Um mit dem Rest der Kraft besser auszukommen, laufe ich oben auf dem Kamm entlang, nach Süden.

Ich traue meinen Augen nicht: auf der Höhe kommen mir an die zwanzig Iwans entgegengelaufen; anscheinend haben sie alles beobachtet und wollen nun das todmüde, waidwundgeschossene Wild vereinnahmen. Ich zweifle an Gott. Warum hat er mich zunächst glauben lassen, die Flucht könne gelingen, denn aus der ersten, absolut aussichtslosen Situation kam ich lebendig heraus. Und jetzt, jetzt will Er mich wehrlos, ohne die letzte Waffe meiner Körperkräfte, aufgreifen lassen? Da bäumt sich noch einmal mein Willen auf zur Freiheit und zum Leben: Ich

laufe rechts herunter, also auf die entgegengesetzte Seite, von wo ich gekommen bin. Hinter mir, zweihundert, dreihundert Meter, die ersten Verfolger, seitlich von mir die neuen. Erstere sind nur noch zu zweit, im Augenblick können sie mich nicht sehen, denn ich bin auf der anderen Hügelseite. Einer ist sicher zurückgeblieben, um meine beiden Kameraden zu bewachen, die bei meiner Flucht stehengeblieben waren. — Die Verfolger links von mir laufen nun parallel zu mir, ebenfalls den Hügel runter, um den Weg abzukürzen. Jetzt kommt ein umgepflügtes Feld, ich stolpere und muß zunächst die Iwans etwas aus den Augen lassen; ich bin völlig erschöpft, falle über eine Ackerscholle und bleibe keuchend liegen. Jetzt also wird das Ende kommen! Ich verwünsche einmal mehr, daß ich keine Pistole mehr besitze und damit nicht einmal die Möglichkeit habe, den Iwans den Triumph zu nehmen, mich gefangen zu haben. Ich hebe den Kopf, meine Augen sind auf die Sowjets gerichtet: sie laufen im selben Gelände und müssen auch aufpassen, nicht zu stolpern, nicht zu stürzen. Sie rennen noch etwa fünfzehn Meter, bevor sie aufblicken und nach rechts in meine Richtung schauen. Wir sind zunächst auf gleicher Höhe, im Abstand von etwa zweihundertfünfzig Metern. Nun sind sie schräg voraus. Sie halten an und sehen sich nach allen Seiten um; es ist ihnen unerklärlich, wo ich geblieben sein könnte.

Ich liege im leicht gefrorenen Ackerboden, kratze mich mit den Fingern in die Erde ein, so gut es geht; es geht sehr schwer, alles ist hart. Ich spüre keinen Schmerz an den Fingernägeln: ich kratze und trotze der harten Erde tatsächlich einige kümmerliche Brocken ab, die ich vor meinem Kopf aufbaue und auch über mich werfe. Die Schulterwunde blutet und schmerzt. Ich habe nichts zum Verbinden. Mit nasser Kleidung liege ich in einer winzigen Mulde, auf der eiskalten Erde; innerlich koche ich vor Anspannung, weil ich jeden Augenblick entdeckt werden kann. Wieder eins zu hundert, daß ich nicht gleich gefunden und gefangen werde. Aber sollen wir denn nicht den Mut haben, an das fast Unglaubliche, Unmögliche zu glauben und uns dafür

schonungslos einzusetzen? Wird nicht nur so das fast Unmögliche oft möglich?

Keine Gelegenheit mehr, diese Gedanken weiterzuführen: Die Russen kommen in meine Richtung und geben so immer mehr den seitlichen Abstand zu mir auf; sie suchen einzeln, aber nicht systematisch das Gelände ab. Einige suchen in falscher Richtung, aber da kommt schon einer genau auf mich zu. Meine Anspannung ist fast unerträglich! Ich presse mein Gesicht gegen die kalte Erde, nur einige Sekunden, dann sehe ich über die wenigen Ackerkrumen zu ihm: er bleibt stehen, etwa zwanzig Schritte vor mir bleibt er tatsächlich stehen! Er schaut in meine Richtung; er sieht mich an, sieht er mich an? Er starrt tatsächlich in meine Richtung! Kommt er noch nicht? Warum wartet er noch? Das dauert schon mehrere Minuten, mir kommt es wie eine Ewigkeit vor. Ab und zu wendet er den Kopf ein klein wenig nach links, dreht ihn ein klein wenig nach rechts: er schaut wohl in die Weite. Ich habe wieder etwas Zuversicht. Doch, da sehe ich schon aufs neue die Gefahr riesengroß vor mir und bin schon wieder ganz klein. Könnte ich doch in die alte, gute Erde kriechen. Jetzt zeichnen sich auf dem Hügel auch die langen Schattenrisse der ersten Verfolger ab; anscheinend nehmen sie ihre Aufgabe nicht mehr so ernst, nachdem so viele Jäger schon mit dem einen Stück Wild beschäftigt sind.

Plötzlich höre ich lautes Flugzeuggeräusch schräg hinter mir. Vorsichtig drehe ich meinen Kopf, blicke zurück. Über dem Dnjestr fliegt meine Stukagruppe mit starkem Jagdschutz und zwei Fieseler Störchen. Leutnant Fischer hat also Alarm geschlagen und will nun versuchen, uns herauszuholen. Da oben ahnen sie nicht, daß die anderen gefangen sind, daß sie völlig falsch suchen und daß ich längst auf der anderen Seite, zehn Kilometer weiter südlich bin. Ich kann mich aus dieser Entfernung den suchenden Kameraden auch nicht erkenntlich machen, in unmittelbarer Nähe meiner russischen Verfolger schon gar nicht. Ich wage nicht einmal, den kleinen Finger zu heben, geschweige denn zu winken. Sie fliegen eine Runde nach der anderen in

allen möglichen Höhen. Dann verschwinden sie ostwärts. Manch einer von ihnen wird denken: ‚Diesmal hat es auch ihn erwischt!‘ Sie fliegen heim. Sehnsüchtig schaue ich ihnen nach.

Langsam versinkt die Sonne hinter dem Horizont. Warum bin ich noch nicht entdeckt worden?

Auch das noch: Plötzlich kommt vom Hügel her ein Zug Iwans mit Pferden und Hunden, sie laufen im Gänsemarsch hintereinander. Wiederum glaube ich an die Ungerechtigkeit Gottes, denn die jetzt einbrechende Dunkelheit müßte mich eigentlich in Schutz nehmen. Ich spüre, wie die Erde zittert unter ihren Tritten. Die Russen vor mir sind verschwunden, aber ich spüre die Schritte der neuen Suchkolonne am Boden. Ich schiele nach hinten. Hundert Meter nur entfernt von mir gehen die Iwans mit ihren Pferden und den Hunden in einer Reihe hintereinander an mir vorbei. Warum wittert mich kein Hund, warum entdeckt mich niemand? Kurze Zeit nachdem sie an mir vorbei sind, schwärmen sie seitwärts aus, bilden eine Suchkette. Hätten sie das wenige Meter früher getan, wären sie auf mich getreten. Langsam verschwinden sie im anbrechenden Abend.

Es ist jetzt schon ziemlich duster, ich sehe niemanden mehr in meiner Nähe und stehe auf. Meine Glieder sind erstarrt, ich habe Schmerzen in der Schulter, ich habe Hunger und Durst. Meine Fliegerschokolade fällt mir ein. Ach, sie steckt ja in der Pelzjacke am Dnjestr-Ufer.

Ich gehe querfeldein, Richtung Süden. Alle Wege, Pfade und Ortschaften meide ich, da hat der Iwan bestimmt Posten stehen. Ich stolpere müde über die Äcker, bergauf, bergab, wate durch Bäche, Morast, Sümpfe, gehe über stachelige, meine Füße zerschindende, abgeerntete Maisfelder: die nackten Fußsohlen werden zerschnitten, ich fühle es kaum. Wieder in einem Geröllfeld, schlage ich mir die Zehen an Steinen auf. Allmählich verspüre ich keinen Schmerz mehr, die Füße hängen gefühllos wie Bleiklumpen an mir.

Noch treibt mich der Wille zum Leben, zur Freiheit voran:

sie sind beide miteinander verwachsen — ohne Freiheit ist das Leben eine faule Frucht.

In den Tälern zwischen den Hügeln rutsche ich in der Dunkelheit oft in Gräben, in denen knietief der Schlamm steht und mich so festsaugt, daß ich nicht mehr die Kraft habe, meine Beine herauszuziehen. Ich lasse mich dann mit dem Oberkörper auf die Gegenböschung fallen, die Beine tief im Schlamm. So bleibe ich liegen, erschöpft, und fühle mich wie eine Batterie, deren Strom verbraucht ist. Wenn ich fünf Minuten so gelegen habe, bin ich wieder ein ganz klein wenig ‚aufgeladen' und habe die Kraft, den Gegenhang hinaufzukriechen. Aber unerbittlich wiederholt sich das nach kurzer Zeit, spätestens beim nächsten Geländehindernis. So geht es weiter bis 9 Uhr abends. Da ist es aus. Die Kräfte wollen selbst nach längeren Pausen nicht mehr zurückkommen. Ohne Wasser und Nahrung und ohne Schlafpause ist ein Weiterlaufen unmöglich. Ich beschließe, ein einzelstehendes Haus aufzusuchen.

In der Ferne bellt ein Hund. Vermutlich bin ich nicht allzu weit von einer Ortschaft entfernt. Nach einiger Zeit erreiche ich ein einsames Gehöft und kann mich der kläffenden Hunde kaum erwehren. Ihr Gebell ist sehr gefährlich für mich. Ich befürchte, daß im nahen Dorf dadurch Posten alarmiert werden. Auf mein Klopfen öffnet niemand, vermutlich ist das Haus leer. Bei einem zweiten Gehöft geht es mir ebenso. Ich gehe zum dritten. Ungeduld packt mich, als wieder niemand kommt und die Tür aufmacht. Ich schlage eine Fensterscheibe ein, um reinzuklettern. Da öffnet eine alte Frau, mit einer trüb blakenden Ölfunzel in der einen Hand, die Tür. Ich bin schon halb durchs Fenster gekrochen, nun springe ich wieder raus und gehe durch die Tür. Die alte Frau versucht mich rauszudrängen, ich gehe entschlossen an ihr vorbei. Im Umdrehen deute ich in Richtung des Dorfes und frage: ‚Bolschewisti?' Sie nickt eifrig.

Die trübe Lampe der Frau beleuchtet nur matt den Raum: ein Tisch, eine Bank, ein alter Schrank. In der Ecke schnarcht auf einem etwas schrägen Brett ein grauhaariger Mann; ich schätze

ihn auf siebzig. Das breite Brett ist die Schlafstätte für beide. Wortlos gehe ich darauf zu und lege mich darauf. Was soll ich viel fragen? Ich kann ja kein Russisch. Daß ich von ihnen nichts Böses will, hat die Frau inzwischen wohl gemerkt. Zerlumpt, dreckig, mit zerschundenen Füßen, die Hemdreste mit Blut verklebt, hart verkrustet, so kann ich eher ein gejagtes, angeschossenes Wild sein als ein Verbrecher. Ich liege lang auf dem Brett, die alte Frau hat sich neben ihren schnarchenden Mann gelegt, über uns hängt an der Wand die Öllampe. Ich komme nicht auf den Gedanken, die Frau in Zeichensprache zu ‚fragen', ob sie etwas für meine Wunde oder die zerschnittenen Füße hat — ich will ruhen, sonst nichts.

Jetzt quälen mich wieder Durst und Hunger. Ich setze mich auf die Bank und mache zur Frau eine Bittbewegung mit den Händen, stelle dabei in Zeichensprache Essen und Trinken dar. Nach kurzem Zaudern bringt sie mir tatsächlich einen Krug Wasser und einen trockenen Kanten Maisbrot, leicht schimmelig. So gut hat mir im Leben noch nie etwas geschmeckt! Bei jedem Bissen, bei jedem Schluck Wasser spüre ich, wie die Kräfte wiederkommen, wie Lebenswillen und Entschlußkraft plötzlich wieder da sind. Zunächst grub ich meine Zähne heißhungrig in das harte Stück Maisbrot, jetzt kaue ich bedächtig, überdenke meine Lage und überlege wie es weitergehen soll. Der Wasserkrug ist leer, das Brot ist verzehrt, jetzt will ich mich bis 1 Uhr ausruhen. Es ist 21.30 Uhr. Ruhe ist nötig, darum lege ich mich wieder zu den beiden Alten aufs Brett. Da döse ich, halb wachend, halb schlafend. Mit der Pünktlichkeit einer Uhr wache ich alle fünfzehn Minuten auf und kontrolliere dann die Uhrzeit. Auf gar keinen Fall darf ich von der schützenden Nachtzeit zuviel verschlafen. Ich muß in der Dunkelheit möglichst viele Kilometer nach Süden gewinnen. 21.45 Uhr, 22 Uhr, 22.15 Uhr . . ., so geht es weiter, 0.45 Uhr, 1 Uhr — auf! Raus! Die Alte schließt hinter mir die Tür. Ich stolpere über eine Stufe, stürze, rappele mich hoch. Es regnet.

Jetzt geht es wieder rauf, runter, rauf, runter: Steine, Mais-

felder und Wald, in dem die Orientierung erschwert wird. Fern grollt die Front, unaufhörlich dröhnt und blitzt es. Danach richte ich mich jetzt. Verdächtigen Geräuschen in der näheren Umgebung weiche ich vorsichtig aus. Kurz nach 3 Uhr morgens wird es links vor mir grau — der neue Tag meldet sich an.

Seit 1 Uhr habe ich jetzt mindestens zehn Kilometer zurückgelegt, vorher vielleicht fünfzehn bis zwanzig, so daß ich mich also fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer südlich des Dnjestr befinde.

Vor mir ein etwas größerer Hügel von schätzungsweise 250 Metern. Ich gehe rauf, vielleicht habe ich in der Morgendämmerung eine weite Sicht und kann irgendwelche markanten Punkte im Gelände ausmachen. Es ist jetzt schon ziemlich hell, aber ich entdecke nichts Besonderes von oben: drei kleine Ortschaften links und rechts unten, mehrere Kilometer entfernt.

Den Höhenrücken schätze ich auf zehn Kilometer Länge, das ist endlos lang! Aber ist es zu lang für mich? Zehn Kilometer ist doch eine Strecke, die du früher beim Sport gelaufen bist — sage ich mir — und das öfters, in vierzig Minuten. Was du damals in vierzig Minuten konntest, mußt du jetzt in sechzig schaffen können: denn der Preis ist die Freiheit! Also versuche ich es mal im Dauerlauf.

Du mußt es schaffen ... denke nur an den Zehnkampf damals. Und ich laufe und laufe, auf nackten, blutigen Füßen, die Schulter in Schmerzen verkrampft.

Jetzt muß ich die schützende Höhe leider aufgeben, denn der Weg führt bergab. Vor mir breitet sich eine weite Ebene aus, genau in Verlängerung des Bergrückens zieht sich eine kleine Senke hin. Gefährlich, denn hier können schnell Überraschungen auftreten. Außerdem geht's langsam auf sieben Uhr zu und damit werden unangenehme Begegnungen eher möglich sein ...

Wieder ist meine Kraftbatterie zu Ende. Ich möchte trinken, essen, ruhen ... Bis jetzt habe ich keine Menschenseele gesehen. Ich muß vorsichtig sein. Was könnte ich machen? Waffen habe ich nicht, nur Durst und Hunger. Vorsicht? Vorsicht ist eine

Notwendigkeit, aber Durst und Hunger sind eine Urgewalt. Die Not macht mich leichtsinnig; halblinks von mir tauchen am Horizont zwei einzelne Gehöfte im Morgendunst auf.

An der Tür einer Scheune bleibe ich einen Augenblick stehen und stecke den Kopf vorsichtig um die Ecke. Die Scheune ist leer, alles ist weg, ausgeräumt bis zum letzten Strohhalm. Keine Vorräte, kein Viehzeug, kein lebendiges Wesen — doch — eine Ratte flitzt von einer Ecke in die andere. Auf dem Hof verfault ein großer Haufen Maisblätter. Mit gierigen Händen wühle ich darin herum. Wenn ich nur ein paar Maiskolben finden würde ... oder nur einige Körner ... Ich finde nichts und wühle weiter ... wühle und wühle ... nichts!

Plötzlich ein Geräusch hinter mir. An einem Gebäude huschen einige Gestalten vorbei: Russen oder Flüchtlinge, die genau so hungrig sind wie ich und dasselbe wollen? Oder sind es Plünderer, die noch etwas erben wollen? — Im nächsten Gehöft dasselbe. Ich durchwühle auch da den Maisstrohhaufen genau — wieder nichts! Enttäuscht überlege ich: Wenn es schon nichts zu essen gibt, muß ich wenigstens ausruhen. Ich scharre mir eine Mulde ins Maisstroh und will mich gerade verkriechen, da höre ich ein neues Geräusch: Auf einem Pfad fährt ein Kastenwagen vorbei, vorn hockt ein Mann mit hoher Pelzmütze, daneben sitzt ein Mädchen. Mit meinen schmerzenden, blutenden Füßen stolpere ich, so schnell es geht, neben dem Wagen her.

‚Haben Sie etwas zu essen?'

‚Wenn Sie dies essen mögen ...', sagt das Mädchen, sieht mich erstaunt an und zieht aus einem Beutel eine Handvoll hartes Gebäck. Der Bauer hält das Pferd an. Erst jetzt kommt mir zu Bewußtsein, daß ich deutsch gefragt habe und eine deutsche Antwort erhielt.

‚Woher können Sie Deutsch?'

Das Mädchen sagt, sie sei mit den deutschen Soldaten aus Dnjepropetrowsk gekommen, dort hätte sie es gelernt. Nun wollen der rumänische Bauer und das Mädchen vor den Russen flüchten.

‚Aber Sie fahren ja direkt in Richtung Iwan!' warne ich. Das Mädchen glaubt das nicht. Der Mann, mit dem es einige mir unverständliche Worte gewechselt hat, macht auch ein ungläubiges Gesicht.

‚Waren die Ruskis schon in der Stadt da hinten?' frage ich.

‚Nein', sagt das Mädchen, ‚in Floresti sind sie noch nicht.' Diese unerwartete Antwort macht mich glücklich!

‚Können Sie mir sagen, ob da noch deutsche Soldaten sind?'

‚Deutsche nicht, aber vielleicht Rumänen.'

‚Vielen Dank, gute Fahrt, viel Glück!' antworte ich und winke dem Wagen nach. Schon jetzt höre ich, wie meine Kameraden nachher bestimmt fragen werden, warum ich den Karren mit dem Pferd nicht einfach beschlagnahmt hätte ... An so etwas dachte ich in dem Augenblick gar nicht; außerdem sind die beiden doch Flüchtlinge wie ich, die ein Ziel haben. Hätte ich sie etwa zwingen sollen kehrtzumachen, mich zu meinem Ziel zu bringen?

Nachdem jetzt die größte Anspannung von mir genommen ist, merke ich erst, wie erschöpft ich bin. Meine Knie scheinen aus Gummi zu sein, und auf diesen letzten zehn Kilometern habe ich starke Schmerzen: vorbei ist die größte Gefahr, jetzt erst spüre ich so richtig, wie der Schmerz durch die zerschnittenen und wundgelaufenen Fußsohlen zuckt, wie die Schulterwunde bei jedem Schritt, bei jeder kleinsten Bewegung schmerzt.

Am Ortsrand von Floresti stehen auf der Böschung einer Sandgrube zwei Soldaten. Deutsche Uniformen? Noch einige Meter weiter und meine Hoffnung erfüllt sich: Deutsche Uniformen! Ein unvergeßlicher Anblick! Ich winke und rufe und lache:

‚Kommt mal her!'

Sie antworten:

‚Was heißt hier herkommen? Wer sind Sie überhaupt, Mann?'

‚Ich bin Major Rudel!'

‚Nee, so sieht kein Major aus.' Beide kommen mißtrauisch näher.

Ausweis habe ich keinen, aber in der Tasche das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern. Ich hole es hervor und zeige es ihnen. Da meint der eine, ein Obergefreiter aus Berlin:

‚Na, da wern wir's mal globen!'

‚Gibt's eine deutsche Kommandantur?'

‚Nee, nur so'n Nachkommando von einem Verbandsplatz.'

Dorthin will ich. Sie nehmen mich in die Mitte, und wir laufen hin. Das Gehen bereitet mir Höllenqualen, es ist fast schon ein Kriechen. Ein Arzt schneidet mir gleich nach unserem Eintreffen Hemd und Hose vom Körper: alles ist festgeklebt. Die völlig offenen Füße pinselt er mit Jod ein, auch meine Schulterwunde säubert er. Während der Behandlung esse ich *die* Wurststullen meines Lebens! Ich frage nach einem Wagen, der mich gleich nach Balti zum Flugplatz bringen soll. Dort hoffe ich eine Maschine zu finden, die mich sofort zur Gruppe fliegt.

‚Was wollen Sie denn anziehen?' fragt der Arzt; es war ja alles zerschnitten. ‚Wir haben nichts.' Nackt hüllt man mich in eine Decke und ab geht's in einem Auto nach Balti. Vor der Flugleitungsbude auf dem Platz in Balti halten wir. Ja, wer ist das denn? Meine Wagentür wird von meinem Gruppen-T.O. (Technischer Offizier), Leutnant Ebersbach, geöffnet:

‚Leutnant Ebersbach auf Vorkommando für Verlegung der III. Gruppe nach Jassy', meldet er. Hinter ihm steht ein Soldat mit einem Drillichanzug für mich über dem Arm. Telefonisch hatte man also von Floresti nach Balti meine Nacktfahrt schon gemeldet, und zufällig war Leutnant Ebersbach dabei in der Flugleitung gewesen. Er hörte, daß sein totgeglaubter Kommandeur gleich ‚barfuß bis zum Hals' erscheinen würde und hatte einen Drillichanzug besorgt.

Ich setze mich in eine Ju 52 und fliege nach Rauchowka zur Gruppe. Hier hat es sich inzwischen telefonisch mit Windeseile herumgesprochen, daß der ‚Alte' wieder da ist. Als ich lande, hat der Geschwaderkoch Runkel die Begrüßungstorte fast fertig.

Meine Gruppe ist angetreten. Ich sehe in strahlende Gesich-

ter. Und ich komme mir wie neu geboren vor: es ist mir, als hätte sich ein Wunder vollzogen. Ich bin dem Leben wiedergeschenkt! Das Wiedersehen mit meinen Kameraden ist der schönste Preis für den schwersten Wettlauf meines Lebens.

In unsere Wiedersehensfreude mischt sich die Trauer um meinen treuen Henschel, den überragenden Bordschützen mit 1200 Feindflügen, den der Dnjestr verschlang. Und wir denken auch an die beiden Kameraden, die den Russen in die Hände fielen."

*

Trotz seines Schulterdurchschusses, trotz seiner körperlichen Schwäche nach der unsagbaren Anstrengung und trotz seiner wunden Füße, die praktisch nur noch aus „rohem Fleisch" bestehen, gönnt er sich keine Ruhe: er fliegt sofort weiter, auch wenn ihn sein 1. Wart, Oberfeldwebel Hans Rothmann, jedesmal auf dem Rücken zur Maschine tragen muß. Rothmann fliegt jetzt anstatt des gefallenen Henschel als Bordschütze bei ihm mit.

Ein Flugzeugführer ist bei den Feindflügen nicht nur auf sein „Köpfchen", sondern auch auf seine Hände und auf die Füße angewiesen. Und jeder Tritt ins Seitensteuerpedal bereitet Rudel unheimliche Schmerzen . . . , von der noch nicht verheilten Schußwunde ganz zu schweigen. Vor allem beim Kurvenkampf mit den Feindjägern machen sich die Fußverletzungen äußerst schmerzhaft bemerkbar. Aber Rudel wäre nicht Rudel, wenn er vor körperlichem Schmerz kapitulieren würde . . .

Es folgen Einsätze zur Unterstützung der eingeschlossenen deutschen Truppen bei Tscherkassy, die freigekämpft werden.

Bei einem Einsatz mit der „Kanonenmaschine" gelingt es Rudel, einen „Eisernen Gustav", eine Il 2 abzuschießen, jenen stark gepanzerten, russischen Schlachtfliegertyp, der den deutschen „Landsern" oft schwer zusetzte. Zum ersten Mal in der Luftkriegsgeschichte wird also mit einem fliegenden Flakgeschütz vom Kaliber 3,7 cm — und zwar mit einem einzigen

Schuß! — ein stark gepanzertes Schlachtflugzeug vom Himmel geholt.

Die Einsatzziele der Stukas — sowohl der Bombenmaschinen, als auch der „Kanonenvögel" der Panzerstaffel — liegen nun oft im Raum Balti. Die „Immelmänner" starten von Jassy aus. Immer wieder müssen sie sich vor allem auch gegen die amerikanischen „Airacobra"-Jagdflugzeuge wehren, die, wie meist in Rußland, in zahlenmäßiger Überlegenheit angreifen.

Einen dieser harten Einsätze schildert Rudel so: „Frühzeitig starten wir, um beim ersten Licht vorn zu sein, denn sicher wird der Iwan diese Zeit auch ausnützen. Schlechtes Wetter: einhundert bis einhundertfünfzig Meter Wolkenhöhe über dem Platz. Petrus steht wieder auf der ‚anderen Seite' . . . An Falesti fliegen wir vorbei, dort ist alles zerschlagen, so wie wir es gestern verließen. Erst hart südlich Balti treffen wir auf die ersten Panzer und motorisierten Kolonnen. Starke Abwehr, Flak und Jäger empfangen uns . . . Pausenlos greifen wir unsere Ziele an. Bei jedem Einsatz führen wir Luftkämpfe — alleine —, denn eigene Jäger stehen uns hier so gut wie gar keine zur Verfügung. Außerdem macht uns das Wetter sehr zu schaffen: durch die ewige Tieffliegerei bleiben Verluste nicht aus . . . Nach dem zweiten Einsatz dauert es mir wieder zu lange, und ich fliege mit Leutnant Fischer, mit zwei Maschinen einen ‚Solo'. Unser Ziel: Panzer am Stadtwald von Balti. Eigene Jäger sollen uns über dem Ziel aufnehmen. Im Tiefflug geht es nach dort. Das Wetter wird schlechter, die Sicht beträgt nicht mehr als 800 Meter. Ich will die Jäger finden und ziehe kurz vor dem Stadtrand Balti hoch. Da sind schon die Jäger — aber nicht die eigenen, alles Russen!

‚Fischer, Achtung! Alles Airacobras, dranbleiben, dichter!'

Schon haben sie uns gesehen, es sind an die zwanzig. Wir zwei einzelnen haben ihnen gerade gefehlt, da machen sie auf mutig und gehen ran, ‚wie Nettel an die Gänse'. Nach oben ist kein Platz, wir sind im Tiefstflug, nützen jede kleine Schlucht aus, um darin zu verschwinden. Ich kann keine starken Abwehr-

bewegungen machen, da ich mit meinen Füßen das Seitensteuer nicht bewegen kann. Nur mit dem Querruder mache ich müde Richtungsänderungen. Sie sind längst nicht ausreichend, sofern ein Jäger dahinter ist, der ein klein wenig kann. Und der jetzt hinter mir herjagt, kennt sein Fach . . . Ich höre es: große Kaliber schlagen ein; die ‚Airacobra' schießt mit einer 3,7-Zentimeter-Kanone und mit ihren vier anderen Bordwaffen. Wie lange wird es meine brave Ju 87 noch mitmachen? Wann wird mein Vogel brennen oder abmontieren? Dreißigmal fiel ich im Krieg herunter, nur stets durch Erdabwehr, nie durch Jäger. Immer konnte ich das Seitensteuer bedienen und damit fliegen . . .

‚Rothmann, schießen!' Mein Bordschütze sagt nichts mehr; sein letztes Wort ist: ‚Hemmung — Au . . .' Also ist jetzt meine Abwehr nach hinten ausgeschaltet. Die Iwans merken es schnell und sind nun noch angriffslustiger: sie greifen jetzt von hinten, links und rechts an. Auch von vorn kommt so ein Bursche immer wieder. Wo meine Flächen gerade reinpassen, verstecke ich mich in ganz kleinen Schluchten. Sie schießen auf die lebende Zielscheibe nicht schlecht. Treffer auf Treffer geht in die Maschine. Die Wahrscheinlichkeit für mein Zurückkommen ist wieder einmal gering. Ganz kurz vor dem eigenen Platz in Jassy lassen sie von uns ab . . ."

Leutnant Fischer kommt vom Feindflug nicht mehr zurück. Der Verlust des jungen, schneidigen Stuka-Offiziers trifft seine Gruppe schwer. (Sein Schicksal ist ungeklärt bis auf den heutigen Tag.)

Rudel und sein Bordschütze Rothmann haben Glück gehabt: ihre Maschine ist von den MGs und acht (!) Treffern der 3,7-cm-Kanone der „Airacobras" zersiebt. Eine neue Maschine her, und Rudel fliegt wieder. Die Sowjets müssen aufgehalten werden. An diesem Tage schießt er noch neun Panzer ab.

DIE BRILLANTEN

Am 29. März 1944 wird Major Rudel die damals höchste Tapferkeitsauszeichnung, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes mit dem Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten als 10. Soldaten der Großdeutschen Wehrmacht verliehen. Er hört davon durch ein Ferngespräch aus dem Führerhauptquartier. Gleichzeitig ist vom Führer ein Flugverbot ausgesprochen worden. Rudel soll umgehend ins Führerhauptquartier kommen, um die Auszeichnung entgegenzunehmen. „Wenn das Flugverbot mit der Auszeichnung verbunden ist", grübelt Rudel auf dem Flug, „ist das nur eine Belastung, aber keine Freude . . ." Über Foskani—Bukarest—Belgrad—Wien fliegt er nach Salzburg. Seine wunden Füße stecken immer noch in den weichen Fliegerpelzstiefeln. Er ist froh, daß er sich darin, wenn auch unter großen Schmerzen, fortbewegen kann. So meldet sich zum ersten und einzigen Mal ein Fliegeroffizier unvorschriftsmäßig in Pelzstiefeln bei seinem Obersten Befehlshaber im Berghof bei Berchtesgaden. Hitler kennt den Verlauf der letzten vierzehn Einsatztage bis ins kleinste und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß es das Schicksal bei Rudels Dnjestr-Flucht so gut mit ihm meinte und beglückwünscht ihn zu der großen Leistung bei der Flucht durch die russischen Linien. Jetzt sei es damit aber genug, meint er, darum habe er das Flugverbot ausgesprochen. Er begründet es damit, daß nicht alle großen Soldaten fallen sollten. Sein Vorbild und die Erfahrung müßten der Jugend erhalten bleiben. Rudel entgegnet frei und offen, wie es seine Art ist, daß er die hohe Auszeichnung nicht annehmen könne, wenn er nicht mehr an der Spitze seiner Gruppe Einsätze fliegen dürfe. „Hitler machte ein ernstes Gesicht", erinnert sich Rudel, „es entstand eine kleine Pause, dann lächelte er: ‚Also gut, fliegen Sie!'"

Major Rudel ist glücklich. Er freut sich auf die Gesichter der Kameraden, wenn sie von ihm hören, daß er weiterfliegen darf. Mit dem Obersten Befehlshaber unterhält er sich noch über Neuerungen auf waffentechnischem Gebiet und über die Frontlage.

DIE DEUTSCHEN „PAPIERPANZER"

Aus Anlaß des 2000. Feindfluges erhält Rudel vom Reichsmarschall Göring, dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe, das Goldene Flugzeugführerabzeichen mit Brillanten und die Frontflugspange in Gold mit Brillanten verliehen.

Nach Verleihung dieser hohen Auszeichnungen hört Major Rudel vom Reichsmarschall, daß bald ein größeres deutsches Angriffsunternehmen mit 300 Panzern im Frontabschnitt der Stuka-Gruppe durchgeführt werden soll. Rudel wird mißtrauisch: 300 Panzer? Solche Massen sind beim Russen alltäglich, aber auf deutscher Seite? Außerdem müßte er vor seinem Abflug etwas von dieser Panzerbereitstellung gemerkt haben. Und hatte General Unrein, kommandierender General der 14. Panzerdivision, ihm nicht noch vor dem Abflug sein Leid geklagt, weil er nur noch einen einzigen einsatzfähigen Panzer habe? Ein Panzer ohne eigentliche direkte Kampfkraft, weil der mit Funkgeräten für den Fliegerleitverkehr des „Flievo" Janacek vollgestopft ist, der schon oft mit seinem Flugleitverkehr Rudels Stukas erfolgreich auf die Feindziele eingewiesen hat.

Der Reichsmarschall will nicht glauben, was ihm Major Rudel berichtet. Die 14. PD hat nur einen Panzer? Schnell läßt sich Göring mit dem Generalstabschef verbinden:

„Sie haben doch gerade dem Führer 300 Panzer für das Unternehmen gemeldet."

„Jawohl!"

„Geben Sie mir doch mal die beteiligten Divisionen mit den jeweiligen Panzerzahlen an. Hier ist jemand bei mir aus dem Abschnitt, der die Verhältnisse kennt."

„Wer ist es denn?"

„Ein Mann von mir, der es wissen muß", antwortet Göring.

Jetzt beginnt der Gesprächspartner ausgerechnet mit der 14. Panzerdivision und meldet, sie besitze 60 einsatzfähige Panzer.

Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe beherrscht sich nur mit Mühe: „Mein Mann meldet mir, die 14. hat nur einen!"

Längeres Schweigen am anderen Ende der Telefonleitung, dann fragt der Generalstabschef: „Wann ist er draußen weggefahren?“

„Vor vier Tagen“, antwortet Göring. Wieder Schweigen — dann die Entgegnung:

„Vierzig Panzer sind noch in Zuführung zur Front. Der Rest kann auch stimmen: diese Panzer stehen noch im rückwärtigen Heeresgebiet in Werkstätten und anderen Einrichtungen, werden aber bestimmt bis zum Angriffstermin bei der Truppe sein, so daß die Gesamtzahl stimmt.“

Bei den übrigen Divisionen aber stimmt die Zahl der angegebenen einsatzbereiten Panzer ebenfalls nicht. Der Reichsmarschall legt wütend den Telefonhörer auf und sagt zu Rudel:

„So erhält der Führer ein völlig falsches Bild mit nicht zutreffenden Angaben und wundert sich dann, wenn die Operationen nicht den gewünschten Erfolg haben. Heute ist durch Sie zufällig Klarheit geschaffen worden, aber wie oft mag man schon von solchen Utopien ausgegangen sein? Der Südostraum liegt mit seinem Verkehrsnetz dauernd unter den Bombenteppichen der westlichen Alliierten. Wer weiß, wieviel Panzer zum Beispiel von diesen vierzig bei der Truppe eintreffen werden? Und wann? Wer kann sagen, ob die Werkstätten ihre Ersatzteile rechtzeitig bekommen und ihren Fertigstellungstermin für die Reparaturen an den Panzern einhalten können? Ich melde den Vorfall sofort dem Führer!“ Die letzten Sätze werden von Göring in großer Erregung gesprochen.

Auf dem Rückflug zur Front macht sich Rudel seine Gedanken über diese Panzer, die nur auf dem Papier stehen: Wohin sollen solche Falsch- und Zweckmeldungen führen? Ist das Fahrlässigkeit oder Absicht? Es leistet dem Feind auf jeden Fall Vorschub. Wer oder welche Kreise begehen derartige Ungeheuerlichkeiten? „Wenn sich so etwas wiederholt“, denkt Rudel, „dann Prost Mahlzeit!“ Hitler rechnet dann vielleicht noch eines Tages im Führerhauptquartier mit Panzerdivisionen, die aus „Papierpanzern“ bestehen . . .

„SCHIESST DEN STANGEN-STUKA AB!"

„Vom Westen kommen Stukas! An alle roten Falken: Greifen Sie sofort die Stukas an! Es sind etwa 20 — vorn fliegt ein Stuka mit zwei langen Stangen — es ist bestimmt die Gruppe von Rudel, der uns immer die Panzer abschießt. An alle Falken: Schießt den Stuka mit den langen Stangen ab!"

So und so ähnlich lauten die Anweisungen, die vom russischen Fliegerleitoffizier an seine Jäger über Funksprech mit aufgeregter Stimme gegeben werden, wenn Rudel mit seinen Kameraden im Anflug ist. Der russische Funkverkehr wird von einer Luftnachrichtenstelle auf dem Stuka-Flugplatz abgehört und von einem Dolmetscher übersetzt.

Rudels „Kanonenvogel mit den langen Stangen", den beiden 3,7-cm-Rohren unter den Tragflächen, wirkt nicht nur auf die sowjetischen Fliegerleitoffiziere „wie ein rotes Tuch": Auch das Flakfeuer und das Feuer aus allen infanteristischen Handwaffen der Russen konzentriert sich meist auf seine vorn fliegende Maschine, die wegen der „langen Stangen" nur mit ganzen 250 bis 270 km/h (im Horizontalflug) „durch die Gegend schleicht". Auch für die Besatzungen der Panzerstaffel in ihren langsamen „Kanonenvögeln" ist jeder Feindflug ein „Himmelfahrtskommando".

Immer wieder wird Rudels Einheit von einem Brennpunkt der Ostfront an den anderen verlegt. Gerade ist sie noch im Südabschnitt, dann greift sie schon wieder im Mittelabschnitt an, wo sich ein russischer Durchbruch mit Stoßrichtung Weichsel abzuzeichnen beginnt. Nach den harten Einsätzen in der Gegend nordwestlich Lembergs, nördlich davon bei Cholm und am San, wird die III. Gruppe nach Ostpreußen gerufen, wo die Sowjets zum erstenmal deutschen Boden betreten; sie greifen aus dem Raum Willkowiscen in Richtung Gumbinnen—Insterburg an. Die Stukas verlegen nach Insterburg. Das „Immelmann"-Geschwader führt als Zeichen das Wappen der Deutschordensritter, die vor vielen Jahrhunderten das Land den deut-

schen Siedlern erschlossen, die es im Schweiße ihres Angesichtes urbar machten. Nie zuvor in diesem Kriege hat das schwarze Ordenskreuz auf weißem Grund, das Wappen des Stuka-Geschwaders „Immelmann", eine größere Bedeutung für die Besatzungen gehabt, als jetzt im Schicksalssommer 1944, in welchem die rote „Dampfwalze" unmittelbar das Reichsgebiet bedroht. Mit unermüdlichem Einsatzwillen und einem Angriffsgeist, der kaum noch zu steigern ist, stürzt sich Rudel, der „Adler der Ostfront", zusammen mit seinen Kameraden immer wieder auf die durchgebrochenen russischen Panzerspitzen. Die Nachrichten von den unbeschreiblichen Greueltaten der Rotarmisten in den ostpreußischen Dörfern erfüllen alle mit Wut und Abscheu. Aus eigener Anschauung wissen die Stuka-Besatzungen, wozu die Sowjets fähig sind: sie haben gesehen, wie sich die „Roten Falken" wie die „Aasgeier" auf hilflos am Fallschirm hängende Kameraden stürzten und sie abknallten, und sie sahen auch die Leichen notgelandeter Stuka-Besatzungen, die bei lebendigem Leibe verstümmelt und abgeschlachtet worden waren . . .

Bei den Einsätzen von Insterburg aus entdeckt Rudel oft, daß sich die durchgebrochenen „T 34"-Panzer entweder in Wohnhäusern und Scheunen verstecken oder sich auf den abgeernteten Feldern mit Kornbündeln tarnen. Rudel schießt dann die Kornhaufen in Brand und macht erfolgreich Jagd auf die anschließend wild herumkurvenden Panzer.

Bei einem dieser Einsätze muß wieder eine Maschine in Feindnähe notlanden. Rudel landet daneben und rettet die Besatzung, auf die bereits russische Panzer zurollen. Dabei handelt er gegen einen ausdrücklichen Befehl aus dem Führerhauptquartier, der es ihm verbietet, sich weiter auf derart gefährliche „Husarenstücke" einzulassen. Aber Rudels Wille zur Rettung der Kameraden ist stärker . . .

General Pflugbeil gratuliert Oberleutnant Rudel zum 1500. Feindflug

EHRUNGEN UND ORDEN

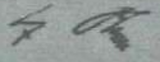
Das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und andere Orden Rudels



IM NAMEN
DES DEUTSCHEN VOLKES
VERLEIHE ICH
DEM MAJOR
HANS ULRICH RUDEL
DAS EICHENLAUB MIT
SCHWERTERN UND BRILLANTEN
ZUM RITTERKREUZ
DES EISERNEN KREUZES

FÜHRERHAUPTQUARTIER
DEN 29. MÄRZ 1944

DER FÜHRER
UND OBERSTE BEFEHLSHABER
DER WEHRMACHT



Die Verleihungsurkunde zum »Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes«

ALS „FRONTFEUERWEHR" IN KURLAND

Juli 1944: Auf dem kleinen Feldflugplatz in Nähe der lettischen Stadt Wenden herrscht in diesen heißen Sommertagen reger Flugbetrieb. Hier starten und landen die FW 190-Maschinen der III. Gruppe des Schlachtgeschwaders 4, die unter Führung des Kommandeurs, Major Weyert, mit Bomben und Bordwaffen täglich in die schweren Abwehrkämpfe eingreifen und die Kurlandarmee hervorragend unterstützen. Auch eine Gruppe des Jagdgeschwaders 54 fliegt augenblicklich von Wenden aus ihre Einsätze.

Eines Abends landet hier auch Rudels „Fliegende Frontfeuerwehr"; sie wurde von Generalfeldmarschall Schörner angefordert, der immer bemüht ist, Rudel und seine Einheit in den jeweiligen Frontabschnitt zu bekommen. Weil der Feldmarschall weiß, daß Rudel — außer für Milch — auch für Kuchen und süßes Gebäck eine Schwäche hat, schickt er nach Landung der Rudel-„Feuerwehr" jedesmal eine Torte, „verziert" mit der Panzerabschußzahl. Hier in Wenden steht eine große „320" auf der traditionellen Schörner-Torte. Der Feldmarschall ist stets auf dem laufenden, wieviel Panzer von Rudel inzwischen abgeschossen wurden, damit die „Tortenzahl" stimmt.

Der Russe versucht in Kurland schon seit Wochen, mit weit überlegenen Kräften die deutschen Truppen zu vernichten; er will die baltischen Ostseehäfen erreichen und den deutschen „Kurland-Bremsklotz" zwischen der Roten Armee und Ostpreußen aus dem Wege räumen. Die ausgezeichnete Führung durch Schörner und seine Kommandeure und vor allem der heldenmütige Widerstand der deutschen Kurlandsoldaten, unterstützt durch die Schlachtflieger des SG 4 (Kommodore: Eichenlaubträger Major Dörnbrack), die von Wenden, Dünaburg und Jakobstadt aus in die blutigen Erdkämpfe eingreifen, haben das bisher verhindert. Und jetzt sind auch Rudels Stukas da ...

Wie schwer die Einsätze der Schlachtflieger hier sind, geht aus Rudels Buch „Trotzdem" hervor:

„Die feindliche Lufttätigkeit ist groß und rege. Jäger in den rauhesten Mengen ... Das hier gegessene Brot ist sauer verdient. Wo immer wir auch hinfliegen, nach Osten oder Süden des Kessels, an die Tuckumfront oder auf die russische Angriffsspitze, die über Dorpat hauptsächlich auf Reval zielt. So konnten wir vor den Toren Dorpats in mehreren Einsätzen eine große motorisierte Kolonne, einschließlich begleitender Panzer, zusammenschießen, so daß dieser Durchbruch verhindert wurde und vom Heer abgeriegelt werden konnte. — Wo kommen nur immer die Massen an Material her? Es ist geradezu unheimlich! Die zusammengeschossenen Wagen sind in der Mehrzahl amerikanischer Herkunft ..."

Die Schlachtflieger des III./SG 4 mit ihren Focke Wulf 190 fliegen in diesen Tagen für Rudel und seine „Panzerfeuerwehr" Jagdschutz, nachdem sie vorher jedesmal mit Bomben die befohlenen Erdziele angegriffen haben.

Weil der Russe häufig die deutsche HKL (Hauptkampflinie) durchstößt — was erst später bereinigt wird — müssen Stukas und Schlachtflieger sehr aufpassen, um nicht irrtümlich eigene Verbände anzugreifen. Bei schlechter Bodensicht durch Nebel oder Qualm der brennenden Ortschaften ist es außerdem sehr schwer, Freund und Feind vom Flugzeug aus zu unterscheiden. Wenn der Gegner nicht mit hundertprozentiger Sicherheit auszumachen ist, wird lieber auf einen Angriff verzichtet.

In diesem Zusammenhang sei eine kuriose Begebenheit erwähnt, die der Kurlandkämpfer Gerhard Stolzenburg in einem Brief an Rudel nach Kriegsende wie folgt schildert:

„Es war damals in Kurland. Wir sollten noch einmal angreifen, und hierzu marschierten die Panzer des Grafen Strachwitz auf. Sein Vetter, auch ein Graf Strachwitz, Kommandeur der thüringischen „Herz"-Division, war an diesem Unternehmen beteiligt. Die Rudel-Stukas sollten morgens den Tanz eröffnen. Ich selbst war aus der Front genommen und dem Divisions-Grafen als Hauptmann z. b. V. zugeteilt. So stand ich also auf dem provisorischen Gefechtsstand in Nähe der beiden Grafen,

als die ersten, die Vorbereitung fliegenden Stuka im Tiefflug zurückkehrten. Irgendwie hatte man plötzlich keine Ahnung mehr, wo die vorderste Linie verlief. So bekam ich den Auftrag, nach vorne zu fahren, um den Frontverlauf festzustellen. Also auf das Beiwagenkrad und los!

Vorne ergab sich folgendes Bild: In der Luft kurvten in wilden Figuren die Stuka, an deren rechtem Flügel der ‚bewußte' mit den langen Stangen. Unten hatten Freund und Feind die Nasen in den Dreck gesteckt, was ich aus früheren Erfahrungen als durchaus zweckmäßig empfand. Jedenfalls fiel kein Schuß. Zu sehen war nichts. Da ich aber was sehen sollte, fuhr ich auf einer Straße feindwärts weiter, die nur auf der rechten Seite mit Bäumen bestanden war. Allmählich kam mir dann aber doch die Sache unheimlich vor, und ich ließ halten. So stand ich also mit meinem Fahrer auf der Straße, wahrscheinlich genau zwischen den beiden Linien und versuchte irgend etwas zu entdecken. Wir entdeckten nichts, dafür aber der ‚Stangenflieger' uns. Plötzlich kippte die Maschine mit den beiden ‚Stangen' ab und brauste im Sturzflug auf uns zu. Alle anderen Stuka wie an einer Perlenschnur hinterher. Ich brüllte meinem Fahrer zu: ‚Ab in den Straßengraben!', was er auch blitzartig besorgte. Selber blieb ich rein instinktiv stehen und ‚fuhr' den rechten Arm — so weit ich konnte — zum deutschen Gruß aus. Ein ungemein feierlicher Augenblick, wenn man so in die Rohre der auf einen zustürzenden Stuka sieht. Sicher hatten alle den Daumen auf dem bedeutsamen Knöpfchen, und für uns zwei arme ‚Stoppelhopser' war es möglicherweise eine der Sekunden zwischen ‚Hier und Drüben' . . .

Kurz vor mir und auch nur in Baumwipfelhöhe wurde die Führermaschine abgefangen, und mit einem Höllengetöse brausten die ‚Herren Kameraden von der Luftwaffe' über uns hinweg. An der Perfektion des Sturzfluges, an dem Bemühen, aus nächster Nähe Freund oder Feind auszumachen, glaubte ich damals auf Rudel tippen zu dürfen."

Hauptmann Stolzenburg hat in Kurland richtig „getippt"...

Am 19. August wird Rudels Maschine bei Ergli von der Flak abgeschossen. Nach einer Notlandung in einem Wald, die einem Absturz gleicht und wobei Rudel am Bein verwundet wird und sich eine Gehirnerschütterung zuzieht, kann er — wie schon so oft — „Fliegergeburtstag" feiern. Feldmarschall Schörner schickt ihm eine „Geburtstagstorte". — „Unser Alter kommt immer wieder", sagen seine Kameraden. „Der liebe Gott hat seinen Daumen dazwischen gehalten", meint Rudel. „Wenn's so weitergeht", sagt einer, „kriegt er langsam Daumenquetschung."

Zusammen mit Dr. Gadermann als Bordschütze, der sich bei der Notlandung einige Rippen angebrochen hat, fliegt Rudel den nächsten Einsatz, als sei nichts geschehen. Es geht in Richtung Südost. Die Panzer stehen fast noch in der gleichen Gegend. Rudel kurvt mit seinen Kameraden über ihnen herum, um die Flak herauszulocken, damit sie zunächst ausgeschaltet werden kann. Plötzlich geht der Flakzauber los: aus allen Richtungen flitzen die gefährlichen „roten Mäuse" der leichten Flak auf die Maschinen zu. Rudel gibt durch Funksprech die Ziele an. Dann stürzen sich die Stukas mit Bomben und Bordwaffen durch das gefährliche Netz der Leuchtspurbahnen. Als sie abfliegen, stehen große Rauchwolken über dem Ziel: Panzer brennen, Munition explodiert, die amerikanischen Lastwagen haben nur noch Schrottwert... Diese Angriffsspitze wird weder die baltischen Ostseehäfen noch Deutschland erreichen. — Nachts kommt ein Anruf von Feldmarschall Schörner: Der Gegenstoß ist geglückt, der russische Einbruch abgeriegelt, der eingeschlossene Feind vernichtet. Er dankt im Namen aller seiner Soldaten für die erfolgreiche Stuka-Unterstützung.

*

In Lettland erreichen Rudel Alarmmeldungen, daß die Sowjets in Rumänien eindringen. Die „Stuka-Feuerwehr" verlegt von heute auf morgen über Ostpreußen—Krakau—Debrecen nach Buzau, nördlich Bukarest. Im Einkurven auf den Flugplatz sehen die Besatzungen auf den Straßen unheimliche Mengen

rumänischer Truppen mit schweren Waffen, die sich mit Marschrichtung Süden von der Front absetzen. Deutsche Einheiten sind keine dabei. Die Rumänen gehen zurück, die Sowjets drängen nach. Und vorn kämpft der deutsche Soldat, hält aus, wird abgeschnitten ... Er kann es nicht glauben, daß seine rumänischen Bundesgenossen die Rote Armee nach Rumänien eindringen lassen. — Jetzt kommt es sogar vor, daß die Stuka-Flieger auf dem Rückflug vom Einsatz von rumänischer Flak beschossen werden ...

Von Rumänien verlegt Rudels Gruppe nach Sächsisch-Regen in Ungarn. Die Stuka-Einsätze richten sich gegen die russischen Truppen, die über die Karpatenpässe drängen. Die Tiefangriffe in den engen Tälern und Pässen stellen höchste Anforderungen an das fliegerische Können der Besatzungen. Oft sind die Berghänge rechts und links der Talstraße von russischer Flak gespickt, so daß die Stukas beim Angriff durch einen Feuervorhang fliegen müssen.

USA-PILOTEN KÄMPFEN FÜR STALIN

Im Spätsommer 1944 übernimmt Major Rudel die Führung des „Immelmann"-Geschwaders. Sein Nachfolger als Kommandeur der III. Gruppe wird der erfahrene, mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Hauptmann Lau. Und am 1. September erfolgt Rudels Beförderung zum Oberstleutnant.

Von Tag zu Tag werden die Einsätze noch schwerer als sie schon bisher waren. Und das will viel heißen ... Jetzt haben es die Stukas oft nicht nur mit den sowjetrussischen Piloten in den guten amerikanischen Jagdmaschinen zu tun, jetzt greifen USA-Piloten direkt in die verlustreichen deutschen Abwehrkämpfe ein. Viermotorige Bomber leeren ihre Bombenschächte immer häufiger über dem wichtigen Ölgebiet von Ploesti und den Nachschublinien für die Ostfront. Ihre zahlreichen Begleitjäger, mit

Zusatztanks versehen oder auf russischen Flugplätzen wieder aufgetankt, stürzen sich auf jede Maschine mit dem Balkenkreuz, die sie sehen. Die vom Iwan gefürchteten Stukas — vor allem die Panzerknacker mit den „langen Stangen" — durch ihre langsame Geschwindigkeit den USA-Jägern bei weitem unterlegen — sind leider nur zu oft ein „gefundenes Fressen" für die amerikanischen „Stalin-Boys".

Bei einem dieser amerikanischen Jägerangriffe zur Unterstützung der Sowjetunion, welche die Parole der Weltrevolution auf ihr blutrotes Banner geschrieben hat, hängt Rudels sprichwörtlich gewordenes „Stuka-Glück" nur noch an einem „seidenen Faden".

Mit einem kleinen „Spritrest" im Tank, ohne einen Schuß Munition in den Bordwaffen kehrt er mit seiner Maschine im Tiefflug vom Einsatz zum Platz in Sächsisch-Regen zurück. Vierzig amerikanische „Mustang"-Jäger kommen ihm in etwa gleicher Höhe entgegen. Rudel und sein Rottenflieger Leutnant Hofmeister fliegen dicht an den silbern glänzenden, weit überlegenen USA-Jagdflugzeugen vorbei. Über Funksprech gibt Rudel durch: „Sofort landen!" Er selbst fährt Fahrwerk und Landeklappen aus, und bevor die „Mustangs" kehrtgemacht haben, schwebt er zur Landung an. Im Anschweben ist jede Maschine hilflos dem Gegner ausgesetzt. Ein Flugzeugführer, der sich auf die Landung konzentrieren muß, ist in seiner Maschine, die mit gedrosseltem Gas, ausgefahrenen Landeklappen langsam anschwebt, völlig wehrlos. So auch Rudel in diesem Augenblick. Als die Maschine aufsetzt und rollt, ist er froh. Aber noch im Ausrollen sieht er die „Mustang"-Jäger zum Tiefangriff auf den Flugplatz ansetzen. Ein Feindjäger nimmt sich seine Maschine aufs Korn. Rudel öffnet die Kabine und läßt sich noch im Ausrollen — etwa bei einer Geschwindigkeit von 50 km/h — über die Tragfläche auf die Erde fallen; er hat Glück und bricht sich nicht die „Knochen". Fest preßt er sich gegen den Boden, kurz danach bellen die Kanonen der „Mustangs". Seine Ju 87 wird im Weiterrollen von den Garben er-

wischt und brennt im ersten Anflug. Rudel ist froh, daß er nicht mehr darin sitzt.

Die „Mustang"-Jäger aus USA veranstalten — weil keine Flak am Platz ist — ein „friedensmäßiges Schulschießen". Viele Transportmaschinen, die für die Stukas Munition, Flugbenzin und Bomben brachten, sowie einige Ju 87 werden getroffen und fliegen in die Luft. Die Bordwaffen der 40 „Mustangs" rattern ohne Unterbrechung. Rudel packt eine ohnmächtige Wut: er muß hier am Boden liegen, während Stalins Helfershelfer aus Amerika Scheibenschießen auf seine Maschinen und auf ihn veranstalten ... In seinem Buch „Trotzdem" schreibt er: „Nachdem der ‚Mustang'-Pilot meine Maschine beim ersten Anflug in Brand geschossen hatte, muß er mich seitlich daneben haben liegen sehen ... jedenfalls macht er Anflug über Anflug mit seinen Kanonen und Maschinengewehren. Hin über den Platz, zurück, hin, zurück ..., er glaubt wohl nach jedem Anflug nicht recht, daß er mich schon getroffen hat; denn nachdem er ein oder zwei Anflüge gemacht hat, saust er immer seitlich in drei bis vier Meter Höhe, sein Flugzeug schräg legend, an mir vorbei und schaut mich an ... Bei jedem Anflug von vorn spritzen mit seinen Geschossen Erde und Sand an mir vorbei, rechts und links. Ob er mich beim nächsten Anflug trifft? Weglaufen kommt nicht in Frage, denn auf alles was sich bewegt, wird sofort geschossen. So wiederholt es sich immer wieder, mir scheint es eine ganze Ewigkeit zu dauern ..."

Plötzlich — der „Mustang"-Jäger scheint keine Munition mehr zu haben — dreht er ab, nachdem er sich im Tiefstflug seitlich vorbeikommend, noch einmal den liegenden Rudel angesehen hat. Auch die anderen „Mustangs" haben vermutlich keine Munition mehr: sie sammeln über dem Flugplatz und fliegen ab.

Auf dem Platz brennen und qualmen die vernichteten Maschinen. Leutnant Hofmeisters Ju 87 wurde bei der Landung abgeschossen. Die Reste liegen brennend am Platzrand. Er selbst ist verwundet davongekommen; ihm muß ein Fuß ab-

genommen werden. — Fünfzig Maschinen, glücklicherweise nur wenige Stukas, fielen den amerikanischen Jägern zum Opfer. Das Bodenpersonal der „Immelmänner" hat sich während der Tiefangriffe hervorragend gehalten. Mit Pistolen, Gewehren, Maschinenpistolen und MGs haben sie sich gewehrt und vier „Mustangs" abgeschossen. Bei keinerlei Flakschutz am Platz ein ausgezeichneter Erfolg!

In den folgenden Wochen tauchen plötzlich auch als Gegner rumänische Flugzeugführer auf, in deutschen Jagdflugzeugen, mit denen sie ausgerüstet wurden. Jetzt fliegen sie auf russischer Seite und manchmal auch heimtückischerweise mit deutschen Kennzeichen! Diese Hinterlist wird bestraft: Zwei Tage lang greifen Rudels Stukas mit Bordwaffen und Bomben die rumänischen Flugplätze im Raum Karlsburg, Kronstadt und Hermannstadt an. Am Boden und in der Luft werden 150 Maschinen vernichtet, darunter viele Schulmaschinen zur Ausbildung.

VERWUNDET — WIEDER „LAZARETTFLUCHT"

Im Spätherbst 1944 unterstützt Rudel mit seinem Geschwader die tapferen Einheiten des Heeres und der Waffen-SS, die sich beim Kampf um die ungarische Tiefebene der übermächtigen roten Flut entgegenwerfen. Nachdem durch den Verrat Rumäniens dort die Front zusammenbrach, soll hier in Ungarn dem an Zahl und Material weit überlegenen Feind der Weg nach Budapest und Wien verlegt werden. Die viermotorigen „Hiwi"-Verbände aus Amerika leisten für Stalin ganze Arbeit: sie zerbomben Bahnhöfe und Nachschubverbindungen, so daß bei den Stuka-Gruppen oft mit jedem Tropfen „Sprit", mit jeder Bombe gegeizt werden muß. Weil auch der Verpflegungsnachschub kaum noch richtig klappt, geht ein Offizier vom Geschwaderstab nach dem letzten Einsatz auf Hasenjagd.

Abends nach den anstrengenden Feindflügen macht Rudel —

wie schon in allen Einsatzjahren — Geländeläufe. Meist gibt er nicht eher Ruhe, bis er wieder 10 000 Meter „gewetzt" ist. Seine Kameraden wundern sich schon nicht mehr darüber, sie wundern sich nur, woher er seine Kraft und Ausdauer nach den harten Einsätzen nimmt. „Immerhin", sagt einmal ein Obergefreiter, „ist unser Alter doch schon 28 und fliegt ununterbrochen. Wie macht er das nur?" „Kunststück", antwortet ein anderer, „wenn du nur Milch säufst, nicht rauchst und keine Weibergeschichten hast, schaffst du das auch!"

Rudel kennt nur ein Ziel: Einsatz, Einsatz, Einsatz! Er fordert sich selbst heraus bis zum letzten. Er weiß, auch von seinen Kameraden auf der Erde fordert der Abwehrkampf gegen die bolschewistische Bedrohung der Heimat und Europas den allerhöchsten Einsatz ...

Er befindet sich eines Tages allein mit seinem „Kanonenvogel" auf einem Einsatzflug zur Panzerbekämpfung in der Gegend von Kescemet, wo der Iwan mit Stoßrichtung auf die dünne Widerstandslinie an der Theiß unter starkem Jagdschutz angreift. Rudels langsamer „Kanonenvogel" wird von vier FW 190 seines Geschwaders begleitet, die Jagdschutz fliegen. Ein Offizier in einer 190 kann Russisch und übersetzt durch Funksprech sofort alles an Rudel, was er hört. Die Sowjets benutzen fast die gleiche Frequenz wie das „Immelmann"-Geschwader. Wie schon oft an anderen Frontabschnitten schreit ein russischer Jägerleitoffizier:

„An alle roten Falken! Im Anflug auf unsere Panzer ist ein einzelner Stuka mit zwei langen Stangen vorn. Es ist das Nazischwein, das uns immer die Panzer abschießt. Es fliegen einige Focke mit. An alle: Greifen Sie nur den Stuka an, nicht die Focke, er muß heute abgeschossen werden!"

Während des Geschreis hat Rudel längst den ersten Tiefangriff gemacht, und ein Panzer brennt. Danach versuchen zwanzig bis dreißig „Rote Falken" den „Stuka mit den langen Stangen" abzuschießen, werden aber von den vier FW 190 im Luftkampf ziemlich durcheinandergewirbelt. Wieder schreit der

russische Leitoffizier: „Schießen Sie endlich das Faschistenschwein ab! Sehen Sie nicht, da brennt schon wieder ein Panzer!"

Für Rudel ist das auch in diesem Fall die beste Abschußbestätigung. Der Russe tobt über Funksprech, während er weitere Panzer in Brand schießt. Nach dem fünften vernichteten Panzer ist seine 3,7-Munition verbraucht. Zurück zum eigenen Platz. Die Oberleutnante Niermann und Kinader mit ihren Rottenfliegern in den FW 190 haben sich gegen eine fast zehnfache Übermacht der Feindjäger ausgezeichnet behauptet, und somit sind Rudels Panzerabschüsse auch indirekt ihr Erfolg.

Einmal schießt Rudel in Ungarn einen Panzertyp ab, den er noch nie zuvor gesehen hat. Es ist der erste von fünf vernichteten Panzern, den der „Adler der Ostfront" an diesem Tag erledigt. Seine Kameraden von der Panzerstaffel, die ebenfalls zahlreiche Panzer abgeschossen haben, fliegen nach Hause, um die Maschinen zu betanken und zu munitionieren. Rudel will aber unbedingt mit seiner Bordkamera das abgeschossene neue Panzermodell fotografieren. Für die Kameraden auf der Erde wäre es wichtig zu wissen, welchen Typ der Russe jetzt einsetzt.

Rudel kreist mit seinem langsamen „Kanonenvogel" in etwa fünf Meter Höhe um den geheimnisvollen brennenden Stahlkoloß, um ihn auf den Film zu kriegen. Unweit davon hocken einige Russen hinter einem Fliegerabwehr-MG und schießen auf ihn, was der Lauf nur hergibt. Aber bei Rudels geschickter Herumkurverei ist das Treffen äußerst schwierig. Plötzlich knallt es zweimal in seiner Maschine. Er fühlt einen glühenden Schmerz im linken Oberschenkel. Das Blut läuft warm am Bein entlang. Rudel dreht vom Panzer ab in Richtung eigene Linien, kämpft mit aller Energie gegen die Ohnmacht an, die ihn und seinen Bordschützen, Stabsarzt Dr. Gadermann, vernichten wird, wenn sie eintritt. Der „Stuka-Doktor" sitzt zwar dicht hinter ihm, kann aber nicht helfen: es gibt zwischen Flugzeugführer- und Bordschützensitz keine Verbindung, durch die eine Hilfe möglich wäre. Rudels Kräfte lassen nach, aber er darf nicht ohnmächtig werden, sonst ist es aus . . .

Das zusätzliche Risiko im Einsatz besteht ja für alle Flugzeugführer — im Vergleich zu den Verwundeten auf der Erde — darin, daß sie sich niemals „erlauben“ dürfen ohnmächtig zu werden, weil's sonst „ungespitzt in den Boden geht“...

Über die Eigenverständigung des Bordnetzes fragt Rudel mit leiser Stimme seinen Kameraden Gadermann: „Glaubst du, daß mich die Besinnung plötzlich verlassen kann ... oder wird die Kraft nur langsam nachlassen?“

„Budapest erreichen wir nicht mehr“, antwortet Dr. Gadermann, „aber plötzliche Bewußtlosigkeit wird vermutlich nicht eintreten.“

„Dann fliege ich auf jeden Fall weiter und versuche es“, sagt Rudel.

Er gibt nicht auf: fliegt weiter, kämpft gegen seine körperliche Schwäche, gegen den Schmerz — und gewinnt! Die Maschine erreicht einen Jägerplatz bei Budapest. Rudel fährt die Landeklappen aus, Gas raus zum Anschweben, die zerschossene brave Ju 87 setzt auf ... rollt und steht.

Auf dem Operationstisch eines Lazarettes wacht Rudel auf. Dr. Gadermann steht hinter dem operierenden Professor. Nach der Operation, als Rudel im Bett liegt, erzählt ihm sein Kamerad, daß er in der Narkose „komische Dinge“ gesagt habe, die sogar die Operationsschwestern zum Erröten gebracht hätten...

Der Professor erklärt Rudel, daß er einen Durch- und einen Steckschuß als Querschläger eines 13-Millimeter-MGs operiert habe. Der Blutverlust sei groß, und er müßte möglichst umgehend mit dem eingegipsten Bein in ein Sanatorium am Plattensee. Mit einem „Fieseler Storch“ wird Rudel nach Hevis an den Plattensee geflogen, wo er sofort den dortigen Arzt Dr. Peter fragt, wann er wieder fliegen könne. „Wenn alles gut geht“, antwortet der, „können Sie in sechs Wochen zum erstenmal aufstehen.“ Wer Rudel kennt, weiß, daß sich auch diesmal der Arzt mit seiner Prognose „irrt“ ...

Soll er etwa hier im warmen Bett liegen, wenn es an allen Ecken und Enden der Front „brennt“? Mit Gipsbein im Sana-

torium „faulenzen“, während durchgebrochene Russenpanzer die „Landser“ überrollen? Rudel kann keine „ruhige Kugel schieben“, wenn seine „Immelmann“-Kameraden täglich ihr Leben einsetzen! Und so packt er eines Tages mit Hilfe eines Kameraden, der ihn gerade besucht hat, seine Sachen zusammen. Arzt und Krankenschwestern protestieren in allen Tonlagen, aber Rudel läßt sich mit dem Wagen von seinem Kameraden zurück zu seinen „Immelmännern“ bringen. Beim nächsten Einsatz ist er schon wieder dabei! Zwar fällt es ihm nicht leicht, mit Gipsbein zu fliegen, aber er stürzt sich immer wieder mit eisernem Einsatzwillen in seiner „Kanonenmaschine“ gegen die vordringenden Panzer und schießt sie „rudelweise“ ab.

Im Dezember wird Rudel schon wieder durch Flakbeschuß gezwungen, im ungünstigen Gelände eine Notlandung zu machen. Zwei „Landser“ sind zufällig in der Nähe, heben den „eingegipsten“ Flieger aus der Maschine und tragen ihn zu ihrem Fahrzeug. Wenig später fliegt er wieder Einsätze im Raum Budapest. Dieser Mann ist einmalig! Und einmalig ist auch die Tapferkeitsauszeichnung, die ihm der Führer verleiht.

DIE ALLERHÖCHSTE AUSZEICHNUNG

Am 30. Dezember ruft ein Funkspruch Oberstleutnant Rudel zum Reichsmarschall nach Berlin. Im Sonderzug begleitet er Göring auf der Fahrt zum Führerhauptquartier West in den Taunus. Er weiß nicht, weshalb man ihn hierher befohlen hat und ihn am 1. Januar im Zimmer des Luftwaffenadjutanten Oberst von Below warten läßt. Er hat keine Ruhe, denkt an sein Geschwader und an die kritische Frontlage im Osten. Nach einiger Zeit bittet ihn Oberst von Below mitzukommen. Die beiden Offiziere gehen durch einige Zimmer, dann öffnet sich eine Tür, Rudel geht ahnungslos hindurch und steht plötzlich dem Führer gegenüber. Im Zimmer befinden sich außerdem die Befehlshaber der drei Wehrmachtteile sowie Generalfeldmar-

schall Keitel, Generaloberst Jodl und einige Generale der Ostfront.

Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht sieht Rudel zunächst schweigend an, dann reicht er ihm die Hand, spricht ihm die Anerkennung für seine Einsätze aus und sagt: „Sie sind der größte und tapferste Soldat, den das deutsche Volk hat und je gehabt hat: Ich habe mich daher entschlossen, eine neue — nun allerhöchste — Tapferkeitsauszeichnung zu schaffen, das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Ich verleihe es Ihnen hiermit und befördere Sie gleichzeitig zum Oberst."

Hitler hatte sich vorgenommen, diese Auszeichnung erst nach Abschluß des Krieges zu schaffen, er wollte sie dann insgesamt nur zwölfmal verleihen. Wegen der Tatsache, daß sich Rudel weit über das Maß vor allen Offizieren und Soldaten hervorhob und seine Einsätze an den jeweiligen Frontabschnitten entscheidend für die Gesamtlage waren, entschloß er sich, ihm als erstem und einzigem die höchste Tapferkeitsauszeichnung schon jetzt zu verleihen.

Rudel ist völlig überrascht. Seine Überraschung verwandelt sich in Freude und diese aber gleich in allergrößte Niedergeschlagenheit, als Hitler sagt: „Mit dem Fliegen ist es jetzt genug. Sie müssen der deutschen Jugend als Vorbild erhalten bleiben und Ihre Erfahrung auch."

„Mein Führer, ich nehme die Auszeichnung und Beförderung nicht an, wenn ich nicht weiter mit meinem Geschwader fliegen darf."

Die hohen Offiziere hinter Hitler halten den Atem an: Das hat noch nie einer gewagt! Aber der junge Stuka-Offizier sprach schon immer das aus, was er dachte. Auch jetzt vor seinem Obersten Befehlshaber. Hitler hält noch immer Rudels Hand, überreicht ihm mit ernstem Gesichtsausdruck mit der Linken ein schwarzes Kästchen, in dem sich die neue Auszeichnung befindet, plötzlich lächelt er: „Also gut, dann fliegen Sie! Aber geben Sie auf sich acht, das deutsche Volk braucht Sie!"

Nach diesen Worten schlägt eine heiße Welle des Glücks in Rudel hoch. Er freut sich unsagbar, daß er weiterfliegen darf. Später erzählt ihm Oberst von Below, daß ihn und die Generalität fast der Schlag getroffen hätte bei seiner Erwiderung. Das Wetterleuchten im Gesicht des Führers löse sich nicht immer in so einem Lächeln auf.

Am Kartentisch muß Oberst Rudel ausführlich seine Eindrücke aus dem Raum Budapest schildern. Er gibt dem Führer einen ungeschminkten Lagebericht und erwähnt auch die Fehler, die dort gemacht worden sind. Mit einem Blick zur Generalität sagt Hitler:

„Sehen Sie, wie ich belogen worden bin? Wer weiß, wie lange schon?" An Hand der Lagekarte zeigt er dann, wie er umgruppieren möchte, um aufs neue zu versuchen, Budapest zu entsetzen. Rudel äußert seine Meinung. Durch seine Tiefflüge über dem Kampfraum kennt er die Lage genau.

Eineinhalb Stunden unterhält sich der Oberste Befehlshaber mit Oberst Rudel, der immer wieder erstaunt über Hitlers genaue Kenntnisse auf waffentechnischem Gebiet ist. Zusammen mit Rudel sieht sich Hitler die neueste Wochenschau an. Der Zufall will es, daß darin auch Rudels Panzerabschüsse westlich Budapest gezeigt werden. Nach der Filmvorführung meldet sich der Stuka-Oberst ab, fährt im Sonderzug nach Berlin, wo seine Maschine steht, und fliegt zu seinem Geschwader nach Ungarn.

Nach der Landung und den Glückwünschen seiner Kameraden fliegt er sofort wieder Einsätze im Raum Budapest. Einige Tage später wird ihm im ungarischen Hauptquartier südlich Sopron als Anerkennung für seinen Einsatz in Ungarn gegen den Bolschewismus der höchste ungarische Orden, die Tapferkeitsmedaille in Gold verliehen. Bisher sind nur sieben Ungarn damit ausgezeichnet worden. Rudel ist der achte Träger und einzige Ausländer. Das mit der höchsten ungarischen Auszeichnung verbundene Staatsgeschenk eines Rittergutes soll nach dem Kriege, so wünscht es Rudel, ein Stuka-Erholungsheim und „Geschwaderausflugsort" für seine Kameraden werden.

KAMPF ÜBER SEINER SCHLESISCHEN HEIMATERDE

Die Sowjets sind aus dem Baranow-Brückenkopf zum Angriff angetreten und schon weit in Richtung Schlesien durchgestoßen. Und Schlesien ist Rudels Heimat ... Er bittet beim Fliegerkorps um die Genehmigung, nach Schlesien verlegen zu dürfen. Der Verlegungsbefehl wird erteilt, aber nur für die II. und III. Gruppe. Neuer Einsatzhafen wird Udetfeld bei Tarnowitz in Oberschlesien. Weil Transportmaschinen fehlen, zwängen sich die Flugzeugwarte und das Waffenpersonal zu den Bordschützen in die Kabinen. So kann das technische Spitzenpersonal sofort nach der Landung die Maschinen einsatzklar machen. Schon zwanzig Minuten nach Landung in Udetfeld — eine Meisterleistung des Bodenpersonals — wird zum ersten Einsatz gestartet, der in den Raum von Tschenstochau geht.

Wie schwer es für die Flugzeugführer ist, bei der unüberschaubaren Erdlage das Feindziel zu finden und nicht eigene Truppen anzugreifen, geht aus Rudels Erlebnisbericht hervor:

„... da ist auch schon Tschenstochau. Ich will mir die Straße ansehen, die nach Osten führt, um die angreifenden Panzer zu finden. Tief geht es über die Häuser der Stadt. Aber was ist da los? In der Hauptstraße fährt ein Panzer, da ein zweiter, ein dritter, fast sehen sie wie T 34 aus. Aber das kann doch nicht möglich sein! Sicher sind es Panzer der 16. und 17. Panzerdivision. Ich kurve noch einmal. Kein Irrtum mehr möglich: es sind T 34 mit aufsitzender Infanterie ... Der letzte Zweifel vergeht, als ich sehe, daß Begleitinfanterie auf uns schießt. Ich gebe Angriffsbefehl, aber Bomben dürfen nicht geworfen werden; es ist ja damit zu rechnen, daß noch die gesamte Bevölkerung da ist ...

Die Straßenzüge mit den hohen Häusern und Antennen und anderen Hindernissen machen Tiefangriffe mit unseren Kanonenmaschinen sehr schwierig. Mehrere T 34 fahren, um zu entkommen, ununterbrochen um Häuserblocks herum, so daß

man sie im Anflug aus den Augen verliert. Drei im Stadtzentrum schieße ich ab. Nur wenige Kilometer weiter entdecken wir die nächsten anrollenden Panzer, gefolgt von Lastwagen mit Infanterie, Flak und Nachschub. Hier im offenen Gelände sind wir in unserem Element und bereiten den Panzern eine unangenehme Abendüberraschung. Acht Panzer brennen . . . Wir haben keine Munition mehr und kehren zurück nach Udetfeld."

Mit beiden Gruppen fliegt Rudel in den nächsten Tagen von früh bis spät, ohne Rücksicht auf Verluste, starke Flugabwehr oder schlechte Wetterlage. Zwischen den Einsätzen und abends wird bei den Besatzungen nicht viel gesprochen. Jeder weiß, worum es hier in Schlesien geht und tut still seine Pflicht bis zur Selbstaufgabe. Ob Offizier oder Mannschaftsdienstgrad, ob Flugzeugführer, Bordschütze oder Bodenpersonal: sie sind eine Einheit im Geist der Kameradschaft und Pflichterfüllung; so war es immer beim Stuka-Geschwader „Immelmann", und so ist es jetzt in diesen Schicksalstagen, in denen die Rote Armee als Speerspitze der Weltrevolution, unterstützt von den mit Blindheit geschlagenen Hilfsgenossen des Westens, das deutsche Bollwerk gegen den Bolschewismus in Europa zerbrechen will.

DAS „DAMOKLESSCHWERT" FLUGVERBOT

Über seine Erlebnisse in Udetfeld berichtet ein Kamerad Rudels, der heute in Argentinien lebt: Hauptmann Niermann, damals Offizier beim Geschwaderstab, der als Bordschütze zahlreiche Einsätze mit Oberst Rudel flog und ihn auch in die Kriegsgefangenschaft begleitete. Niermann, ausgezeichnet mit dem EK II, EK I, den Frontflugspangen in Bronze, Silber und Gold, dem Luftwaffenerdkampfabzeichen, Ehrenpokal der Luftwaffe, dem Deutschen Kreuz in Gold, der noch kurz vor Kriegsende das Ritterkreuz erhielt, schreibt:



Das Ehrenmal für die Gefallenen und Vermißten des Stuka-Geschwaders »Immelmann« mit der Inschrift »Opfermut überwindet den Tod«, auf Burg Staufenberg, nördlich Gießen



Oberst Rudel in seinem Tiroler Heim

„Es ist ein diesiger Wintertag. Erst gestern sind wir mit dem Geschwaderstab und der Panzerstaffel aus Ungarn kommend, hier eingefallen. Die Flugplatzbelegschaft haben wir aus einem ‚Dornröschenschlaf' aufgeschreckt, denn seit Jahren haben hier keine fliegenden Frontverbände mehr gelegen.

Ich bin frühmorgens mit einigen anderen Offizieren des Geschwaderstabes auf dem Gefechtsstand. Das Wetter ist äußerst schlecht, die Sicht verheerend, so daß die ‚Spatzen zu Fuß gehen müssen', wie es in der Fliegersprache heißt. Wir stehen in dauernder Telefonverbindung mit dem VIII. Fliegerkorps, aber auch dort ist die Frontlage ziemlich unbekannt, deshalb ist Oberst Rudel alleine gestartet, sobald sich die Sicht ein wenig gebessert hatte.

Die Nachrichtenvermittlung hier am Fliegerhorst meldet ein Ausnahmegespräch aus dem Hauptquartier des Reichsmarschalls für Oberst Rudel an. Ich lasse mich verbinden und melde, daß der Geschwaderkommodore telefonisch nicht erreichbar sei. Plötzlich ist Reichsmarschall Hermann Göring persönlich am Apparat. Ich wiederhole, daß Oberst Rudel nicht hier sei. Auf die Frage, wo er sich befinde, greife ich zur Notlüge, daß er sich gerade auf einem Staffelliegeplatz befinde. Es ist mir ja bekannt, daß er schon mehrmals Flugverbot erhielt, und ich kann deshalb doch nicht sagen, daß er gerade einen Aufklärungsflug macht. Göring sagt darauf: ‚Notieren Sie und übergeben Sie Oberst Rudel folgenden Text: Mein lieber Rudel! Ich habe mich beim Führer zu Ihrem Dolmetsch gemacht, aber der Führer besteht auf dem Flugverbot. Ich möchte Sie daher bitten, dieser Anordnung Folge zu leisten. Herzlichst Ihr Hermann Göring, Reichsmarschall.'

Wenig später ist Oberst Rudel gelandet. Er hat einen Panzerdurchbruch festgestellt, stürmt auf den Gefechtsstand, greift zum Telefon und gibt dem Fliegerkorps einen genauen Lagebericht von diesem Frontabschnitt. Ich finde kaum Zeit, dem Kommodore in Ruhe zu melden, daß der Reichsmarschall wegen des Flugverbots angerufen hat. Oberst Rudel nimmt von

meiner Meldung kaum Notiz, er sagt nur: ‚Wir starten sofort!' Als er schon an der Tür ist und merkt, daß ich meine Fliegerkombination nicht anhabe, fragt er: ‚Was ist denn mit Ihnen los? Wollen Sie überhaupt nicht mehr fliegen?' Ich antworte: ‚Ich schon, aber Herr Oberst nicht.' Damit ist der Fall erledigt. Ich raffe meine Kombijacke, FT-Haube und Einsatzkarte zusammen, und wenige Sekunden später rasen wir schon im Wagen zum Liegeplatz seiner Ju 87-Panzerjagdmaschine. Auch bei der Panzerstaffel sind zwei Maschinen startklar. Ich habe das zweite Bein noch nicht in der Maschine, das Schiebedach ist noch auf, und schon gibt Oberst Rudel Vollgas, saust direkt vom Liegeplatz querbeet über den Flugplatz und startet. In einer leichten Kurve drosselt er etwas, damit die beiden Maschinen der Panzerstaffel sich anschließen können. Nun erst finde ich Zeit, das Kabinendach zu schließen, den Fallschirm anzulegen und mich anzuschnallen. Kaum bin ich damit fertig, erklärt mir Oberst Rudel über Bordsprechanlage an Hand der Karte, daß er in dem Planquadrat XY nordostwärts eines kleinen Dorfes russische Panzer gesichtet habe. Er setzt hinzu: ‚Die werden aber entweder ihre Position schon geändert oder sich anständig getarnt haben.' Kurz darauf sind wir schon im Einsatzgebiet. Das Wetter hat sich etwas gebessert, aber die Sicht ist noch verhältnismäßig schlecht. Die Wolkenuntergrenze liegt bei nur 400 bis 500 Metern.

Wir gehen in eine leichte Kurve und haben auch schon die ersten Panzer erkannt. Oberst Rudel setzt sich in Angriffsposition, drückt die Maschine an, und mit zwei Schuß ist der erste Panzer erledigt, er brennt sofort. Inzwischen habe ich schon den nächsten Panzer ausgemacht und gebe Oberst Rudel den genauen Standort und die günstigste Anflugrichtung an. Es erfolgt die kurze Antwort: ‚Schon erkannt.' Dieser Panzer hat sich mit einem abgerissenen Gartenzaun getarnt. Aber dort, wo tiefe Panzerspuren aufhören und dann ein Stroh- oder Bretterhaufen ist, steht — das wissen wir — stets ein Iwan-Panzer, der ‚Vogel Strauß' spielt, nach dem Motto: ‚Ich seh' euch nicht,

dann seht ihr mich auch nicht.‘ Auch dieser Panzer ist beim zweiten Anflug erledigt. Die beiden Maschinen der Panzerstaffel haben ebenfalls zwei T 34 abgeschossen, so daß jetzt vier brennende Panzerwracks im Gelände stehen. Wir nehmen an, daß wir damit alle erwischt haben. Bei einer Linkskurve sehe ich, wie ein T 34 mit voller Geschwindigkeit Richtung Westen braust. Er hatte sich hinter einer Hecke versteckt, bekam es dann doch wohl mit der Angst zu tun, als er die vier Abschüsse beobachtete und will sich nun durch die Flucht dem gleichen Schicksal entziehen. Der russische Panzerkommandant hat nicht daran gedacht, daß alles, was sich bewegt, vom Flugzeug aus am leichtesten zu erkennen ist.

Der Panzer ist kaum 100 Meter weit gekommen, da braust er in einen Graben und bleibt darin stecken. Sein Heck hält er uns geradezu einladend entgegen. Oberst Rudel meint kurz: ‚Den habe ich gleich‘, drückt die Maschine an, gibt mit jeder 3,7-cm-Kanone je einen Schuß ab, aber der Panzer will nicht brennen. So kurven wir wieder ein und versuchen es noch einmal. Oberst Rudel geht mit unserer Maschine sehr tief herunter, bevor er schießt und fängt sie nur ganz knapp über dem Panzer ab. In diesem Augenblick explodiert er. Die Brocken fliegen uns um die Ohren, die Maschine wird wie von einer gewaltigen Faust durcheinander geschüttelt, und es tut einen harten Schlag. Geschickt hat Oberst Rudel die Maschine wieder in die Gewalt bekommen. Aber wir sehen, daß in der linken Tragfläche ein großes Loch ist. Doch der Motor läuft einwandfrei weiter, und so erreichen wir ohne Schwierigkeiten unseren Flugplatz. Nur bei der Landung machen wir Bruch. Das linke Fahrwerk, vom explodierenden Panzer beschädigt, bricht beim Aufsetzen weg. Erfolg: ein ‚Ringelpietz‘ links herum.

Sofort wird eine andere Ju 87 startklar gemacht. Auch die Maschinen der Panzerstaffel werden wieder aufgetankt und mit Munition versorgt. Während wir vom Gefechtsstand dem Fliegerkorps die Panzerabschüsse und die genaue Frontlage melden, sind die Maschinen vom Bodenpersonal nach ihrem vorbild-

lichen ‚Ruckzuck-Prinzip' bereits wieder einsatzbereit gemacht worden. Wenig später hängen wir schon wieder in der Luft, Richtung Osten.

Dieses Mal suchen wir das Gebiet südwestlich des kleinen Dorfes ab und finden auch hier mehrere feindliche Panzer. Zwei werden von Oberst Rudel abgeschossen, zwei weitere gehen auf das Konto der Panzerstaffel. Außerdem vernichten wir eine große Anzahl Lastwagen. Erst beim Rückflug von diesem Einsatz kommt Oberst Rudel auf das Flugverbot zurück und meint über Bordnetz:

‚Die können mir doch nicht das Fliegen verbieten, wenn die russischen Panzer auf deutschem Boden spazierenfahren!'

Auf dem Geschwadergefechtsstand übergebe ich ihm dann den Text vom Reichsmarschall, und nun überlegen wir, wen wir alles in Bewegung setzen können, damit das Flugverbot aufgehoben wird. Ich muß sofort dringende Einsatzgespräche anmelden: zu Oberst von Below, dem Luftwaffenadjutanten im Führerhauptquartier, zum Führer der Heeresgruppe, Feldmarschall Schörner, zum Chef der Panzertruppen, Generaloberst Guderian, und zu noch einigen anderen mehr. Von den Nachrichtenhelferinnen kommen Rückfragen. Sie wissen nicht, wie sie uns verbinden sollen. Ich erkläre ihnen, daß sie über das VIII. Fliegerkorps zum ‚Amt 55' verbinden sollen. Dann ist auch schon das ‚Amt 55' am Apparat. Aber Oberst von Below ist augenblicklich im Führerhauptquartier nicht zu erreichen. Ob mit einem anderen verbunden werden solle, fragt die Nachrichtenhelferin hier vom Fliegerhorst zurück. Oberst Rudel, der inzwischen den zweiten Hörer genommen hat, sagt: ‚Dann geben Sie mir den Führer.' Darauf fragt das Mädchen: ‚Welchen Dienstgrad hat der Führer?' Ich bin über diese Frage so verdutzt, daß ich antworte: ‚Im Ersten Weltkrieg war er Gefreiter.'

Woher sollte das arme Mädchen hier in Udetfeld auch wissen, daß das ‚Amt 55' der Deckname für das Führerhauptquartier ist...?

Nachdem alle Gespräche beendet sind, gehen wir zur Nachrichtenvermittlung, und Oberst Rudel schenkt dem Mädchen, das noch ganz aufgeregt ist, ein Päckchen Bohnenkaffee.

Am Nachmittag starten wir noch zweimal, und wieder knakken wir mehrere Panzer und vernichten zahlreiche Fahrzeuge. Wir wollen gerade zurückfliegen, als wir aus einer abseits der Straße stehenden Scheune eine langes Rohr ragen sehen. Wir kurven ein und erkennen, daß die Panzerspuren dicht bis an die Scheune gehen. Oberst Rudel setzt sofort zum Angriff an, und in wenigen Sekunden stehen Panzer und Scheune in Flammen. Die Besatzung war vermutlich schon vorher ausgestiegen, denn wir sehen, wie sie beim Anflug wegläuft. Erst im Dämmerlicht erreichen wir den Flugplatz. Wir wissen, daß wir unseren Bodentruppen geholfen haben."

*

Während des Telefongesprächs mit „Amt 55" hatte Oberst von Below, den Rudel schließlich doch noch erreichte, ihm dringend geraten, wegen des Flugverbots nach Berlin zum Reichsmarschall zu fliegen. In Karinhall sagt dann Göring: „Ich war vor Tagen beim Führer wegen Ihnen, und er hat folgendes geäußert: ‚Wenn Rudel da ist, bringe ich es nicht übers Herz ihm zu sagen, daß er nicht mehr fliegen darf, ich kann's einfach nicht. Aber wozu sind Sie Oberbefehlshaber der Luftwaffe? Sie können es ihm sagen, ich nicht. So gern ich Rudel bei mir habe, will ich ihn erst wiedersehen, wenn er sich damit abgefunden hat.' — Das hat der Führer gesagt, und hiermit sage ich es Ihnen und will auch nicht mehr, daß darüber noch weiter debattiert wird; ich kenne Ihre Einwände und Begründungen zur Genüge."

Rudel fühlt sich wie erschlagen. Er meldet sich ab und fliegt zu seiner Einheit zurück. Im Flug kreisen seine Gedanken um die letzten Ereignisse. „Ich weiß, daß ich nun gegen den Befehl handeln muß", schreibt er in seinen Erinnerungen, „ich fühle mich der Heimat, der deutschen Erde verpflichtet, meine Erfahrungen durch persönlichen Einsatz mit in die Waagschale zu

werfen; ich käme mir sonst schlecht vor. Ich fliege weiter, was auch kommen mag."

Inzwischen hat sein Geschwader von Klein-Eiche aus Einsätze geflogen, dabei sind Leutnant Weißbach und Ritterkreuzträger Oberfeldwebel Ludwig, ein hervorragender „Panzerknacker", gefallen.

Die Einsätze in der Folgezeit strengen Rudel wesentlich mehr an als vorher, wegen der seelischen Belastung, gegen den Befehl der obersten Führung zu handeln. Sollte ihm etwas passieren, wird man ihm die militärischen Ehren versagen und anderes mehr. Falls auf dem Geschwadergefechtsstand jemand nach ihm fragen sollte, während er gerade Einsätze fliegt, sind die Offiziere angewiesen zu antworten, er sei „gerade mal rausgegangen"; und bei der abendlichen Tagesabschußmeldung, die an Fliegerkorps und Luftflotte geht, wird sein Name nicht mehr aufgeführt. Rudels Panzerabschüsse gehen nun auf „Geschwaderkonto". Doch ein „Kontrolleur" von der Luftflotte, der eines Tages unverhofft auftaucht, bekommt die Wahrheit heraus. Einige Zeit später wird Rudel im Wehrmachtbericht mit elf Panzerabschüssen an einem Tag genannt. Kurz darauf kommt ein Befehl, der Rudel sofort nach Karinhall zum Reichsmarschall ruft. Dort wird er nochmals vom Reichsmarschall „vergattert". Er sagt:

„Der Führer weiß, daß Sie weiterfliegen. Die Quittung dafür haben Sie ja gestern im Wehrmachtbericht gelesen. Er hat mir nun noch einmal gesagt, ich soll Sie ermahnen, es endlich einzustellen. Sie sollen ihn nicht in Verlegenheit bringen, daß er Sie wegen Nichtausführung eines Befehls bestrafen müßte; außerdem weiß er nicht, wie das mit dem Mann zu machen sei, der als einziger die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung trägt. Ich brauche wohl nichts mehr hinzuzufügen."

Aber Rudel fliegt weiter . . . Er muß einfach weiterfliegen, bei der katastrophalen Lage, in welcher er seine Heimat weiß.

In der Folgezeit jagt er mit seinen „Immelmännern" Panzer im oberschlesischen Industriegebiet, dann verlegen sie nach

Märkisch-Friedland in Pommern, machen trotz schlechtesten Einsatzwetters dort Panzerjagd und werden dann an der Oderfront eingesetzt.

FLAKVOLLTREFFER

9. Februar 1945: Oberst Hans-Ulrich Rudel, noch keine 29 Jahre alt, seit 1. Januar einziger Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung, des Goldenen Eichenlaubs mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, unterstützt in unermüdlichen Einsätzen mit seinem „Immelmann"-Geschwader den verzweifelten Abwehrkampf im Osten des Reiches, gegen die — unter unvorstellbaren Greueltaten an wehrlosen Frauen, Kindern und Greisen — hereinbrechende rote Flut bolschewistischer Panzermassen. Auf heimatlicher Erde stemmen sich noch einmal mit letzter Opferbereitschaft, unter schwersten Verlusten, die deutschen Soldaten — Schulter an Schulter mit den europäischen Freiwilligen in Einheiten der vorbildlich kämpfenden Waffen-SS — dieser tödlichen Gefahr für die Freiheit Europas entgegen. Mit allen noch verfügbaren Kräften helfen ihnen ihre Schlachtfliegerkameraden, die „Infanteristen der Luft", die sich unter härtesten Kampfbedingungen mit größtem Einsatzwillen und Opfermut der feindlichen Übermacht entgegenwerfen.

Wie im Verlauf des ganzen Krieges, so auch jetzt: Die erfolgreichste Schlachtfliegereinheit der Luftwaffe, das oft im Wehrmachtbericht genannte Stuka-Geschwader „Immelmann", greift überall dort, wo die Lage am brenzligsten ist, als fliegende „Feuerwehr" in die Erdkämpfe ein. Geführt von Oberst Rudel, dem legendären „Adler der Ostfront", dessen Name ein Begriff für jeden „Landser" ist, stürzen die tapferen „Immelmänner" mit ihren Stukas immer wieder durch das mörderische Abwehrfeuer der russischen Flak bis in Bodennähe auf die Angriffsziele. Geschwaderkommodore Rudel und seine Kameraden fliegen

mit ihren langsamen Maschinen — die Feindjäger sind fast doppelt so schnell — Tag für Tag bis an die äußerste Grenze der körperlichen Leistungskraft.

Vor allem dort, wo Oberst Rudel mit seinem „Kanonenvogel“ wenige Meter über dem Boden die russischen Panzer angreift, sie mit einzelnen Schüssen aus den beiden 3,7-cm-Kanonen — an manchen Tagen „rudelweise“ — vernichtet, konzentriert sich das Abwehrfeuer der Flak. Auch am 9. Februar! Das ist der Tag, den Oberst Rudel niemals in seinem Leben vergessen kann:

„Frühmorgens wird mir telefonisch gemeldet, daß die Russen bei Lebus, nördlich Frankfurts, eine Brücke über die Oder geschlagen haben; mit einigen Panzern seien sie sogar schon ans Westufer gelangt. Die Lage dort sei äußerst gefährlich: an dieser Stelle stünden keine Erdtruppen, und so schnell könnten auch keine schweren Waffen herangebracht werden. Die sowjetischen Panzer könnten also ohne weiteres Richtung Reichshauptstadt rollen oder zumindest die Eisenbahn und Autobahn Berlin —Frankfurt unterbrechen, die als Nachschubstrecke für den Ausbau der Oderfront lebensnotwendig wären.

Wir fliegen hin, um zu sehen, was an dieser Meldung wahr ist. Von weitem erkenne ich schon die Pontonbrücke; noch ein ganzes Stück entfernt bekommen wir schweres Flakfeuer; die Russen befürchten wohl, daß wir schlechte Absichten haben. Eine Gruppe von mir greift die auf dem Eis aufgebaute Brücke an. Wir machen uns keine Illusionen bei diesen Angriffen, wir wissen, der Iwan hat so viel Brückenbaumaterial bei sich, daß er diese Zerstörungen meistens in kurzer Zeit beheben kann. — Ich selbst mit der Panzerstaffel fliege tiefer, um Panzer auf dem Westufer zu finden; die Spuren kann ich sehen, die Kolosse noch nicht. Oder sind es Spuren der Zugmaschinen für die Flak? Ich gehe tiefer und sehe gut getarnt in den kleinen Geländeausschnitten der Flußniederung am Nordrand des Dorfes Lebus einige Panzer, es können zwölf bis fünfzehn sein. Da knallt es schon in meiner Fläche, und ich habe einen Treffer der leichten

Flak darin. Ich bleibe tief, es blitzt von allen Ecken und Enden auf, schätzungsweise schützen sechs bis acht Batterien diese Übergangsoperation. Die Flakbedienungen scheinen alte Hasen mit viel Stuka-Praxis zu sein. Sie schießen ohne Leuchtspur, man sieht keine Perlenkette auf sich zukommen, sondern merkt es erst, wenn's kracht und die Maschine getroffen ist.

Ich überlege, was zu machen ist. Ein geschicktes Anfliegen hinter einer Deckung kommt nicht in Betracht, weil die glatte Flußniederung dazu keine Möglichkeit bietet. Höhere Bäume oder größere Bauwerke sind nicht vorhanden. Die klare Überlegung ergibt, daß es mit Erfahrung und Taktik nicht mehr viel zu tun hat, wenn man gegen alle grundsätzlichen Regeln, die man daraus abgeleitet hat, verstößt. So entsteht ein stures Angreifen, das nur noch vom Glück abhängig ist. Hätte ich immer so gehandelt, wäre ich schon oft gestorben.

Von der eigenen Erdtruppe ist niemand hier. Achtzig Kilometer sind wir nur von der Reichshauptstadt entfernt! Eine tödlich-gefährliche Entfernung, wenn schon hier Feindpanzer vordringen. Jetzt ist keine Zeit mehr für lange Überlegungen. Diesmal muß ich es mit Glück schaffen! Ich greife an ... Die anderen Maschinen kriegen über Funksprech Befehl, oben zu warten. Es sind mehrere neue Besatzungen dabei; ihr Erfolg wird bei dieser starken Abwehr nicht groß sein, die zu erwartenden Verluste aber größer. Diese Maschinen sollen, wenn ich im Tiefstflug angreife und sie das Aufblitzen der Flak sehen, mit ihren Kanonen in die Flak schießen, vielleicht läßt sich der Iwan in seiner Treffsicherheit doch etwas irritieren.

Es sind mehrere der überschweren ‚Stalin'-Panzer dabei, der Rest besteht aus dem Standardtyp ‚T 34'. Nachdem vier brennen, und ich keine Munition mehr habe, fliegen wir zurück. Ich melde telefonisch die gemachten Beobachtungen weiter und betone auch, daß ich lediglich angreife, weil wir achtzig Kilometer vor Berlin kämpfen, ansonsten sei es nicht zu verantworten. Stünden wir noch weiter ostwärts, würde ich eine günsti-

gere Situation abwarten, bis die Panzer wenigstens aus dem Brückenflakschutz herausgefahren wären.

Bei zwei Einsätzen wechsele ich die Maschine wegen Flaktreffern. Zum vierten Male ran, und insgesamt brennen jetzt zwölf Panzer.

Ich hacke mit meinen beiden Kanonen schon mehrere Anflüge auf einem ‚Stalin'-Panzer rum, der zwar schon qualmt, aber nicht brennen will. Um anzufliegen, gehe ich jedesmal auf achthundert Meter Höhe, denn bis dahin verfolgt die Flak mich nicht. Aus dieser Höhe stürze ich ziemlich steil nach unten, in stärksten Abwehrbewegungen. Bin ich dicht am Panzer, dann muß ich die Maschine ruhig halten zum Schießen. Ist der Schuß raus, brause ich mit gleichen Abwehrbewegungen tief über den Panzer hinweg, bis zu einem Punkt, an dem ich außerhalb des Flakbereiches wieder Höhe sammeln kann.

Das Blut pocht in meinen Schläfen. Ich weiß, ich spiele Katz und Maus mit dem Schicksal. Aber dieser ‚Stalin'-Panzer soll brennen. Wieder rauf auf achthundert Meter und runter auf das rund Fünfzig-Tonnen-Ungetüm. Es brennt noch immer nicht! Wut packt mich: Der Stahlkoloß muß brennen!

Das Kontrollzeichen meiner Kanone leuchtet auf. Auch das noch! Die zweite Kanone hat Ladehemmung; die erste wird vielleicht noch einen Schuß haben. Wieder sammle ich Höhe. Noch ein einziger Schuß bleibt mir also übrig. Ist es nicht Wahnsinn, für einen armseligen Schuß nochmals alles zu riskieren? Aber wie oft habe ich schon Panzer mit einem Schuß erledigt!

Mit der Ju 87 achthundert Meter Höhe sammeln, dauert lange, viel zu lange, denn ich fange zu überlegen an: Das eine ‚Ich' sagt: ‚Wenn der dreizehnte Panzer an diesem Tag bis jetzt noch nicht gebrannt hat, brauchst du nicht zu glauben, daß er es nach einem einzigen weiteren Schuß doch tun wird. Flieg' nach Hause, laß neu munitionieren, du wirst den schon wieder ausfindig machen.' Darauf antwortet das andere ‚Ich' hitzig: ‚Vielleicht fehlt dem Panzer gerade dieser eine Schuß, um zu verhindern, daß er weiter durch Deutschland rollt.'

Und schon rase ich wieder aus 800 Metern nach unten: völlig auf den neuen Zielanflug konzentriert. Aus allen Rohren schlägt mir wieder wütendes Abwehrfeuer entgegen. Jetzt stillhalten ... schießen ... er brennt! Jubel in meinem Herzen! Tief donnere ich über den brennenden ‚Stalin'-Panzer hinweg. Ich fliege Abwehrbewegungen, um der Flak zu entgehen. Plötzlich ein Schlag in der Maschine, etwas lodert durch mein rechtes Bein, wie ein Stück glühenden Stahls. Mir wird schwarz vor Augen, aber ich muß doch fliegen ... fliegen ..., du darfst nicht willenlos, nicht schwach werden! Beiß die Zähne zusammen, du mußt es zwingen! Der grausame Schmerz zuckt durch meinen ganzen Körper ...

‚Ernst, mein rechtes Bein ist weg!'

Mein Bordschütze, Dr. Gadermann, antwortet — und ich höre seine Stimme wie aus weiter Ferne:

‚Nein, dein Bein wird nicht weg sein, dann könntest du gar nichts mehr sagen; aber die linke Fläche brennt! Du mußt runter, wir haben zwei Treffer von der Vier-Zentimeter-Flak.'

‚Dirigiere mich, wo ich die Maschine hinwerfen kann. Zieh' mich dann schnell raus, damit ich nicht verbrenne.'

Ich sehe nichts mehr, weiß nicht, wie die Maschine in der Luft hängt, erkenne keine Bodenhindernisse. Ich handle nur noch im Unterbewußtsein.

‚Ziehen!' schreit Gadermann durch den Kopfhörer, und jetzt fühle ich, wie ich langsam weggleite in etwas Nebliges ... Angenehmes ...

‚Ziehen!' Wieder schreit Gadermann. Waren vor uns Bäume oder Telefondrähte? Ich habe kein Gefühl mehr in der Hand und ziehe nur am Höhensteuer, weil Gadermann mich anschreit. Wenn dieses furchtbare Brennen in meinem Bein doch aufhören würde ... und dieses Fliegen ... wenn ich mich doch endlich weggleiten lassen könnte in diese sonderbare graue Stille und Weite, die so verlockend ist ...

‚Ziehen!' Wieder reiße ich automatisch am Steuerknüppel, aber jetzt hat mich mein treuer Bordschütze ganz ‚wach' ge-

schrien. Ich erkenne blitzartig, daß es von mir abhängt, ob wir einigermaßen heil nach unten kommen.

‚Wie ist das Gelände?' frage ich über Sprechfunk.

‚Schlecht — hügelig!'

Aber ich muß runter, sonst schleicht aus dem wunden Körper die gefährliche Gleichgültigkeit wieder in den Kopf. Ich trete links ins Seitensteuer — und brülle vor Schmerz. Aber das rechte Bein wurde doch getroffen? Komisch ...

Ich nehme den Steuerknüppel nach rechts hinten, die Motorschnauze hebt sich, und ich slippe so die Maschine quer auf den Boden, weil vielleicht die Absprengvorrichtung für das Fahrwerk nicht mehr funktioniert — denke ich — und mit dieser Slippbewegung kann ich es dann abscheren, sonst überschlagen wir uns.

Es knallt, ein mächtiger Stoß, dann schleift was ... Die Maschine brennt doch ... aber herrlich diese Ruhe! Jetzt kann ich weggleiten in die graue Weite ... wie schön! Irrsinnige Schmerzen holen mich in die grausame Wirklichkeit zurück. Zieht man an mir herum? Holpern wir über ein rauhes Gelände? Nun ist es aus ... die Stille nimmt mich endlich wieder ganz auf ...

Ich erwache. Alles um mich herum ist weiß ... aufmerksame Gesichter beugen sich über mich ... ein scharfer Geruch ... plötzlich weiß ich: Ich liege auf einem Operationstisch. Ein heftiger Schrecken durchfährt mich: Wo ist mein Bein?

‚Ist es weg?' frage ich.

Der Arzt nickt.

Abfahrtslauf auf meinen Skiern ... Tauchen ... Tennis ... Zehnkampf ... Stabhochsprung, Zehntausend-Meter-Lauf?

Alles unwichtig! Wieviel Kameraden sind viel schwerer verwundet worden als ich!? Weißt du noch ..., der eine im Lazarett in Dnjepropetrowsk, dem das ganze Gesicht und beide Hände von einer Mine weggerissen worden waren?

Es ist alles unwichtig jetzt: Das Bein, der Arm, der Kopf ... Wenn nur die Heimat in ihrer tödlichen Gefahr damit gerettet werden könnte ..., dann ist alles andere halb so schlimm!

Schlimm für mich ist nur, daß ich einige Wochen nicht fliegen werde . . . und das bei dieser Frontlage!

Jetzt sagt der Arzt leise:

‚Ich konnte nicht anders handeln, denn außer ein paar Fetzen Fleisch und einigen Sehnenteilen war nichts mehr da, also mußte ich amputieren.'

Wenn nichts mehr da war — überlege ich — warum denn amputieren? Na ja, für ihn ist das nichts Neues gewesen.

‚Aber Sie haben ja um Ihr anderes Bein noch einen Gipsverband?' wundert sich der Arzt.

‚Ach, das war im November. Wo bin ich hier eigentlich?'

‚Auf dem Hauptverbandsplatz der Waffen-SS bei Selow.'

‚Ah so, bei Selow.' Ich überlege: Das ist etwa sieben Kilometer hinter der Hauptkampflinie, also bin ich nordnordwestwärts geflogen, nicht nach Westen.

‚Soldaten der Waffen-SS brachten Sie hierher, und dann wurden Sie sofort operiert. Sie haben noch einen zweiten Verwundeten auf Ihrem Gewissen!' fügte er hinzu.

‚Habe ich etwa den operierenden Arzt gebissen?'

‚So weit kommt das noch!' antwortete er lachend. ‚Gebissen haben Sie nicht; aber ein Leutnant Korol von Ihrer Einheit wollte mit seinem Fieseler Storch an Ihrer Notlandestelle landen. Das Gelände war da wohl zu schlecht. Er überschlug sich mit der Maschine. Jetzt hat er seinen Kopf dick verbunden.' "

DER STUKA-DOKTOR MIT DEM RITTERKREUZ

Um diesen Bericht abzurunden und zu ergänzen, befragte der Verfasser den damaligen Bordschützen und Beobachter, Stabsarzt und Ritterkreuzträger Dr. Ernst Gadermann (heute Professor in Hamburg-Eppendorf, II. Medizinische Universitäts-Klinik). Der Stuka-Doktor, der auch diesen Rudel-Einsatz mitflog und dabei seinen Flugzeugführer nach der Notlandung

vor dem Verbluten bewahrte, erreichte „nebenberuflich" im „Immelmann"-Geschwader 850 Feindflüge, schoß zahlreiche russische Jäger ab und brachte für die Erdkampftruppe hervorragende Aufklärungsergebnisse mit. In seinem Brief an den Buchautor schreibt er u. a.:

„Die einmaligen Leistungen des berühmten Oberst Rudel werden nicht geschmälert, wenn ich erwähne, daß die großen Erfolge des Immelmann-Geschwaders von vielen hervorragenden Soldaten und Fliegern getragen wurden." (Über hundert Geschwaderangehörige erhielten das Ritterkreuz.)

„Von den Großen des fliegenden Personals überlebten nur wenige. — Ich hatte das Glück, mit vielen der Besten, aber auch mit manchem unsicheren Kandidaten Einsätze zu fliegen, um die Verunsicherten nach Möglichkeit stabiler zu machen. Es waren rund 850 Feindflüge an allen Frontabschnitten, außer im Raum Leningrad und Stalingrad.

Mit Rudel flog ich meinen ersten Einsatz im Raum Moskau von Gorstowo aus, im November 1941, als wir den abgeschossenen Leutnant Merian (aus dem bekannten ‚Merian'-Geschlecht) suchten, um ihn und seinen Bordschützen hinter den russischen Linien herauszuholen . . . Zusammen mit Rudel war ich bei 351 Panzerabschüssen dabei, die wir hauptsächlich vom Frühjahr 1944 an bis zum 9. Februar 1945 bei der Panzerjagd erzielten.

Fünfmal sind Hans-Ulrich Rudel und ich zusammen abgeschossen worden. Einmal war es besonders dramatisch: Am 19. August 1944 im Raum Ergli (Kurland) anläßlich eines tiefen russischen Panzereinbruchs. An diesem Tage war eigentlich an Panzerbekämpfung, überhaupt an Fliegerei, nicht zu denken. Eine geschlossene Wolkendecke hing dicht über dem Boden, im Einsatzraum etwa in 150 bis 300 Meter Höhe. Starker Dunst, und die Sicht war äußerst schlecht. Wir suchten die durchgebrochenen russischen Panzer, stießen dabei gelegentlich durch die niedrige Wolkendecke und befanden uns dabei unversehens genau über einem großen russischen Panzerpulk. Wir bekamen

sofort stärkstes Abwehrfeuer. Es krachte plötzlich vorne in der Maschine, die zu qualmen, dann zu brennen anfing und an Höhe verlor. Rudel rief: ‚Aussteigen!' Ich unterbrach mein Kabel für die FT-Haube (Fliegerhaube mit Kehlkopfmikrophon und Kopfhörern), öffnete mit einiger Mühe das Kabinendach und stieg auf die Tragfläche. Ich sah dann aber, daß es unmöglich war, mit dem Fallschirm noch aus der Maschine zu kommen, zog mich mit den Händen zurück in die Kabine, stellte die Funksprechverbindung wieder her und rief Rudel zu: ‚Zu niedrig! Zu spät zum Aussteigen! Schmeiß die Kiste hin!'

Rudel steuerte bei schlechter Sicht auf einen Waldrand zu, die Maschine verlor ständig an Höhe, ein Kurven auf freieres Notlandegelände war nicht möglich. Unsere Maschine streifte die letzten hohen Baumkronen, wobei offenbar der Motor herausbrach, was einen Aufschlagbrand verhinderte. Der Rest unserer Ju 87 stürzte auf eine Grasfläche. Dabei brach hinten die Sollbruchstelle, und außerdem machte sich eine Fläche selbständig. Rudel lag meterweit neben der Maschine, halb unter der abgerissenen Tragfläche begraben. Er hatte wohl instinktiv sein Kabinendach aufgeschoben und sich bereits vorher losgeschnallt, sonst hätte ich nicht verstanden, wie er dahin gekommen sein sollte. Ich selbst saß im einzig heilen Stück des Flugzeugrumpfes. Es gelang mir aus der Kabine zu kommen, Rudel unter der Tragfläche hervorzuziehen, halb auf die Schulter zu nehmen und ihn in Richtung Waldrand zu schleppen.

Wir hatten nochmals Glück: Es waren die letzten zurückgehenden deutschen Soldaten, die den Absturz unserer Maschine beobachtet hatten, uns aufpickten und mit nach hinten nahmen. Diejenigen Kameraden, die von oben diesen Absturz gesehen hatten, konnten nicht mehr damit rechnen, daß wir noch lebten.

Einige Blutergüsse, Verstauchungen und Rißwunden, die wir davongetragen hatten, hinderten uns aber nicht, am nächsten Tag ‚Revanche' am gleichen Panzerpulk zu nehmen und eine gute Abschußzahl zu erreichen; allerdings mußten Rudel und

ich stark lädiert vorher von unseren Warten in die Maschine gehoben werden.

Unser gemeinsamer letzter Flug war der, bei dem Oberst Rudel am 9. Februar 1945 seinen rechten Unterschenkel verlor. Wir griffen bei Lebus, im Raum nördlich von Frankfurt (Oder) die ersten russischen Panzer an, die über die Oder gesetzt worden waren. In den 3,7-cm-Rohren unseres Kanonenvogels war noch ein Schuß, der für einen Stalin-Panzer gedacht war, den vermutlich russischen Führungspanzer. Bei mehreren Tiefangriffen Rudels ‚pfiff' es uns ganz schön ‚um die Ohren'. Beim letzten Anflug hatte sich die leichte und mittlere Flak offensichtlich so auf uns eingeschossen, daß wir Volltreffer in die Maschine bekamen. Ein Schuß zerfetzte Rudels rechten Unterschenkel. Es war eine großartige Leistung, wie er trotz dieser schweren Verwundung durchhielt, obwohl ihm die Kräfte zu versagen schienen. Auf meine Weisungen hin hielt er auf die deutschen Linien zu, wo wir mit qualmender Maschine nach Abscheren des Fahrwerks als ‚Schrotthaufen' auf den Boden kamen. — Als wir noch in der qualmenden Maschine in der Luft waren, die bis zum letzten Augenblick von der russischen Flak beharkt wurde, und Rudel rief: ‚Mein Bein ist weg, gleich kann ich nicht mehr', und ich meinem halb ohnmächtigen Flugzeugführer zurief: ‚Halt aus! Gleich sind wir unten!' hörte ich seine leisen Worte: ‚Deutschland, Deutschland über alles . . .' Dann ging es sehr schnell: Es krachte, wir waren unten und lagen sofort unter russischem Beschuß. Es war mir möglich, Rudel aus den Trümmern der Maschine zu ziehen und eine erste Versorgung des zerschmetterten Unterschenkels durchzuführen, um ihn vor dem Verbluten zu retten. Dann halfen uns Soldaten aus dem ersten Schützenschleier der deutschen Linien . . ."

ZUM LETZTEN MAL
IN DER REICHSKANZLEI

Trotz der noch nicht verheilten Amputationswunde fliegt Rudel an der Spitze seines Geschwaders vom ersten Morgengrauen bis zur Abenddämmerung Tag für Tag Einsätze in Schlesien, Sachsen, im Sudetenland. Mit eisernem Willen besiegt er immer wieder Schmerz und Erschöpfung. Jeder neue Panzerabschuß scheint seinem durch zahlreiche Verwundungen und Notlandungen geschundenen Körper neue Widerstandskraft zu geben. Er als Kommodore und seine Männer des „Immelmann"-Geschwaders wachsen in diesen letzten Kriegswochen über sich selbst hinaus. Sie wissen, daß dieser Kampf — wenn nicht noch ein Wunder geschieht — nicht mehr zu gewinnen ist. Aber sie erfüllen ihre Pflicht und retten vielen Kameraden auf der Erde und manchem Flüchtling das Leben.

In der ersten Aprilwoche wird Oberst Rudel durch einen Funkspruch nach Berlin zur Reichskanzlei gerufen. Der Führer sagt ihm, er solle die gesamte Turbinenfliegerei übernehmen und unter seiner Organisationsführung den Luftraum über der Armee Wenck freikämpfen. Rudel bittet den Obersten Befehlshaber, ihn von diesem Auftrag zu entbinden, weil er im Raum der Armee Schörner, die in Schlesien und im Sudetenland in allerschwerste Abwehrkämpfe verwickelt ist, unabkömmlich sei. Das Gebiet der Turbinenjägerei sei außerdem völlig neu für ihn; seine Erfahrungen lägen bei der Stuka-Fliegerei und vor allem bei der Panzerbekämpfung aus der Luft. Eine endgültige Entscheidung fällt nicht. Rudel fliegt zu seinem Geschwader zurück.

Am 19. April erreicht ihn abermals ein Funkbefehl aus dem Führerhauptquartier in Berlin. Und gegen 23 Uhr steht Oberst Rudel wieder seinem Obersten Befehlshaber im Führerbunker der Reichskanzlei gegenüber. Es sollte das letzte Mal sein ...

„Ich wünsche, daß diese schwere Aufgabe (die Führung der Turbinenfliegerei) von Ihnen, dem alleinigen Träger der höch-

sten deutschen Tapferkeitsauszeichnung, übernommen wird", sagt Hitler.

Rudel lehnt auch diesmal mit den gleichen Argumenten wie beim letzten Mal ab, zumal sich die Frontlage noch weiter verschlechtert hat und er der Ansicht ist, daß sein Einsatz an der Front im Augenblick wichtiger sei, als die Turbinenfliegerei neu zu organisieren. Er betont weiter, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis Ost- und Westfront sich in der Mitte des Reiches berühren würden, somit müßten dann zwei Kessel unabhängig voreinander operieren. Zur Erfüllung der gestellten Turbinenaufgabe käme nur der Nordkessel in Frage und dort stünde für die Turbinenjäger, die besonders große Plätze benötigen, nur eine beschränkte Anzahl von Flugplätzen zur Verfügung. Diese Plätze würden sofort nach Belegung Tag und Nacht unter dem Bombenhagel der feindlichen Luftwaffe liegen, so daß die Einsatzbereitschaft rein technisch in wenigen Tagen gleich Null wäre. Rudel weist auch darauf hin, daß das Heer seine Zusage, mit den von ihm dann geführten Turbineneinheiten den Luftraum frei zu kämpfen, als festen Faktor in alle Berechnungen und operativen Planungen einbeziehen würde. Bei Lage der Dinge könne er aber diese Zusage nicht geben und müsse bei seinem „Nein" bleiben.

Rudel schreibt in seinem Buch „Trotzdem" über dieses letzte Gespräch in der Reichskanzlei u. a. folgendes:

„Meine Zweikesseltheorie will er (Hitler) nicht als kommende Tatsache nehmen und begründet es damit, die entsprechenden Heerführer dieser Abschnitte hätten ihm fest versprochen, unbedingt in der augenblicklichen Frontlinie stehenzubleiben, im großen gesehen im Westen an der Elbe und im Osten an der Oder, Neiße und den Sudeten.

Ich bringe zum Ausdruck, daß ich gerade jetzt dem deutschen Soldaten auf deutschem Boden noch besonders große Leistungen zutraue, daß aber bei einer starken Truppenkonzentration den Russen an einem Schwerpunkt ein Durchbruch gelänge und damit die beiden Fronten sich berühren würden. Ich führe

Beispiele der Ostfront aus den vergangenen Jahren an. Panzer auf Panzer warfen die Russen in die Schlacht, ging es nicht mit drei, so griffen eben zehn Panzerdivisionen an. Unter größten Menschen- und Materialverlusten gewannen sie dann doch Boden an der dünnen Rußlandfront, ohne daß es zu verhindern gewesen wäre. Es war damals die Frage, würden sich die Menschenmassen restlos erschöpfen, bevor Deutschland am Boden liegt oder nicht. Sie erschöpften sich nicht, da die Hilfe des Westens zu stark war. Rein militärisch gesehen, waren es damals in Rußland absolute Abwehrerfolge, wenn Gelände aufgegeben wurde und die Sowjets die vielfach höheren Menschen- und Materialverluste hatten ...

Am Ende meiner Ausführungen sage ich dem Führer wörtlich:

‚Nach meiner Ansicht ist der Krieg zu dieser Zeit nicht mehr nach beiden Seiten hin erfolgreich zu beenden, wohl aber nach einer, wenn es gelingt, mit einer der beiden Seiten Waffenstillstand zu erreichen.‘

Ein etwas müdes Lächeln gleitet über sein Gesicht bei seiner Antwort:

‚Sie haben leicht reden, seit 1943 versuche ich ununterbrochen Frieden zu schließen, aber die Alliierten wollen es nicht, sie fordern von Anfang an bedingungslose Kapitulation. Mein persönliches Schicksal spielt natürlich keine Rolle, aber daß ich bedingungslose Kapitulation für das deutsche Volk nicht annehmen konnte, wird jedem vernünftigen Menschen einleuchten. Auch jetzt schweben noch Verhandlungen, an deren Erfolg ich aber nicht mehr glaube. Darum müssen wir diese Krise auf jeden Fall überstehen, damit entscheidende Waffen uns noch den Sieg bringen können.‘

Nachdem wir noch einiges über die Lage der Armee Schörner besprochen haben, erklärt er mir, er wolle nun einige Tage abwarten, ob die Entwicklung der Großlage so vor sich gehe, wie er sich das vorstelle oder ob meine Befürchtungen einträfen. Im ersten Fall werde er mich dann nochmals nach Berlin beor-

dern zur endgültigen Entgegennahme des Auftrages. Gegen 1 Uhr nachts verlasse ich den Führerbunker, im Vorraum warten die ersten Geburtstagsgratulanten."

*

Wieder bei seinem Geschwader, fliegt Rudel mit seinem „Kanonenvogel" zusammen mit seinen Kameraden Panzereinsätze im Raum Görlitz. Die „Immelmänner" müssen sich meist erst zum Angriffsziel mit ihren langsamen Maschinen durchkämpfen. Die Luftüberlegenheit ist wegen der amerikanischen Unterstützung im Westen immer stärker geworden. Der ständige Luftkampf gegen eine zehn- bis zwanzigfache Übermacht strengt die Stuka-Flieger bis aufs äußerste an. Über dem Angriffsziel: Luftkampf! Auf dem Rückflug: Luftkampf! Und kurz vor dem Heimatflughafen muß auch erst der Sperriegel der Feindjäger durchbrochen werden, bevor die Stukas landen können...

Ein Funkbefehl ruft Rudel abermals nach Berlin. Zusammen mit Hauptmann Niermann fliegt er in einer He 111 in der Nacht zum 28. April in Richtung Reichshauptstadt, die unter dem Geschützfeuer der Russen liegt. Eine Landung bei Dunkelheit auf der Berliner Ost-West-Achse ist unmöglich. Die Maschine landet schließlich in Wittstock. Von dort fährt Rudel zum Flugplatz Rechlin und bekommt über Funktelefon Verbindung mit Oberst von Below in der Reichskanzlei. Dieser sagt ihm, er solle nicht nach Berlin kommen, weil Ritter von Greim seinen Auftrag bereits mit übernommen habe; außerdem sei es augenblicklich unmöglich, in Berlin zu landen. Rudel schlägt ihm vor, mit einer Ju 87 am Tage auf der Ost-West-Achse zu landen, um den Obersten Befehlshaber auszufliegen. Oberst von Below läßt Rudel einen Augenblick warten, um Hitler diesen Vorschlag zu unterbreiten; er kommt wieder und sagt: „Der Führer hat entschieden: er will unbedingt Berlin halten und kann daher jetzt, wo es kritisch aussieht, selber die Hauptstadt nicht verlassen. Er begründet es damit, daß dann

die kämpfende Truppe in Berlin sagen würde, er selbst gäbe Berlin auf und zöge daraus den Schluß, daß jeder Widerstand zwecklos sei. Darum bleibt der Führer in Berlin. Sie sollen nicht mehr reinkommen, sondern sofort in das Sudetenland zurückfliegen, um mit Ihren Verbänden die Armee Schörner zu unterstützen, die jetzt ebenfalls einen Stoß Richtung Berlin unternehmen soll."

*

Rudel fliegt zurück zum Geschwader, zu neuem Einsatz.

Die Schockwirkung auf die Geschwaderangehörigen bei der Nachricht vom Tod des Staatsoberhauptes und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht ist groß. Aber jeder tut eidgetreu weiter seine Soldatenpflicht. Sie werden erst die Waffen aus der Hand legen, wenn es die Führung befiehlt.

EINSATZ BIS ZUM BITTEREN ENDE ...

In den letzten Kriegstagen sind die Stuka-Besatzungen, neben der äußerst harten Beanspruchung im Einsatz, vor allem starken inneren Belastungen ausgesetzt. Kaum einer hat Gewißheit, ob seine Angehörigen den alliierten Bombenterror überlebt haben; keiner der aus Ostdeutschland stammenden Geschwadermitglieder weiß, ob die Familien noch rechtzeitig vor den eindringenden Russen und ihrem bestialischen Mord- und Vergewaltigungsterror entkommen konnten.

Bei einem der letzten Einsätze in der Gegend zwischen Dresden — das durch alliierte Terrorbomber zum tödlichen Inferno für über 300 000 Menschen wurde — und dem Erzgebirge sieht Rudel, wie russische Panzer südlich Diepoldiswalde in einen Flüchtlingstreck rollen und diesen teilweise niederwalzen. Mit unbändiger Wut stürzen sich Rudel und seine Kameraden auf die rote Panzerhorde und schießen alle Panzer ab. Keiner ent-

kommt! Die überlebenden, von den Panzerketten verschont gebliebenen Flüchtlinge können ihren Weg in die Ungewißheit einer trügerischen Sicherheit fortsetzen.

Nicht weit davon gelingt es kurze Zeit später Oberst Rudel, ein Stahlungetüm vom Typ „Josef Stalin" schon mit dem ersten Schuß aus seinen beiden 3,7-cm-Kanonen zur Explosion zu bringen. Vermutlich haben die Wolframkern-Geschosse die Panzermunition getroffen. Teile des explodierenden Panzers fliegen hoch in die Luft.

Rudel fliegt die letzten Einsätze mit einer Spezialkonstruktion aus Leichtmetall an seinem Beinstumpf, den seine Flugzeugmechaniker angefertigt haben. Mit Hilfe dieses „Teufelsfußes", wie er die Metallkralle nennt, kann er jetzt das Seitensteuer bedienen. Eine äußerst schmerzhafte Angelegenheit: Wenn er ins rechte Seitensteuer tritt, reißt die dünne Haut an der Amputationswunde wieder auf; besonders beim Luftkampf mit Feindjägern macht sich das sehr unangenehm bemerkbar.

Die Nachricht von der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht hört Rudel am 8. Mai im Sudetenland nach Rückkehr von einem Feindflug, der in den Raum nördlich Brüx und Oberleutensdorf ging. „Es ist aus . . . bedingungslos kapituliert!" meldet ihm ein Offizier. Wie es in Rudel bei dieser furchtbaren Nachricht aussah, beschreibt er in seinen Kriegserinnerungen:

„Aus . . . Es ist mir, als falle ich in eine atemlose Leere, und dann ziehen sie an meinen Augen vorüber, in einem wirren Durcheinander: die vielen Kameraden, die ich verlor, die Millionen Soldaten, die auf dem Meer, in der Luft, auf der Erde gefallen sind . . . die Millionen Blutsopfer in der Heimat . . . die Horden des Ostens, die sich jetzt über die Heimat ergießen werden . . ."

Kurze Zeit später: Die Soldaten der Gruppe sind angetreten. Oberst Rudel geht hinaus. Die Behelfsprothese macht ein richtiges Gegen fast unmöglich. Aber Rudel spürt den Schmerz seiner Beinwunde nicht mehr, er ist innerlich zu aufgewühlt

von der Kapitulationsnachricht. Nun steht er vor seinen Soldaten und spricht, versucht zu sprechen: „Kameraden . . ." Er kann zunächst nicht weitersprechen. Hier steht seine zweite Gruppe, die erste liegt in Österreich, die dritte bei Prag. Wird er seine Kameraden je wiedersehen? Es ist unheimlich still, als der Geschwaderkommodore weiterspricht:

„. . . nachdem wir so viele Kameraden verloren haben . . . nachdem so viel deutsches Blut in der Heimat und an den Fronten geflossen ist . . . hat ein unverständliches Schicksal uns nicht vergönnt, den Krieg zu gewinnen. Die Leistungen unserer Soldaten . . . unseres ganzen Volkes . . . sind unvergleichlich groß gewesen. Der Krieg ist verloren . . . ich danke euch für die Treue, mit der ihr im Geschwader der Heimat gedient habt . . ."

Rudel gibt jedem die Hand, niemand sagt etwas. Seine Männer verstehen seinen stummen Händedruck . . . Beim mühsamen Fortgehen mit der Behelfsprothese hört er das Kommando: „Augen — rechts!" als Ehrenbezeigung für ihn als Kommodore, als Kämpfer und Kamerad . . .

„Augen — rechts!" für die vielen, vielen Kameraden, die ihr junges Leben für ihr Vaterland gaben. „Augen — rechts!" für die Haltung der Heimat, für ihr Heldentum, das höchste, das je von einer Zivilbevölkerung aufgebracht worden ist. „Augen — rechts!" für das größte Vermächtnis, das je Deutschlands Gefallene hinterließen. „Augen — rechts!" für das Abendland, das sie verteidigt haben und das jetzt in die tödliche Umarmung des Bolschewismus gerät . . .

Das sind Rudels Gedanken, als er in dieser schicksalsschweren Stunde zum letzten Mal das Kommando „Augen — rechts!" hört — auf dem Flugplatz nahe jener Stadt, die den Namen Kummer trägt . . .

*

Oberst Hans-Ulrich Rudel, der „Adler der Ostfront", einziger Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung, dessen Erfolge einmalig in der Luftkriegsgeschichte sind, lebt

heute als Industriekaufmann in Kufstein (Tirol). Er flog 2530 Einsätze, schoß 519 russische Panzer ab — davon 18 an einem einzigen Tage —, vernichtete u. a. das sowjetische Schlachtschiff „Marat" (23 600 t), zerstörte zahlreiche Brücken, Artilleriestellungen und Kolonnen, wurde fünfmal verwundet, über dreißigmal durch Flak abgeschossen und flog bis zum letzten Kriegstage trotz seiner Beinamputaion, die ihn nach dem Kriege nicht davon abhielt, einen fast 7000 Meter hohen Vulkan in Südamerika zu bezwingen. Zahllos sind auch seine Erfolge bei Ski- und Tenniswettkämpfen.

Oberst Nicolaus von Below, ehemaliger Adjutant der Luftwaffe beim Obersten Befehlshaber, urteilt so zutreffend über den „Adler der Ostfront":

„Nicht der Ehrgeiz nach Erfolgen oder der Drang nach neuen Auszeichnungen trieb ihn immer so schnell an die Front, sondern treibende Kräfte in diesem Mann waren sein Pflichtbewußtsein und seine ihm so selbstverständliche Einsatzbereitschaft. Ihm war die Einstellung zu eigen, daß der Offizier einen Beruf hat, in dem er nicht sich selber gehört, sondern seinem Vaterland und den ihm anvertrauten Untergebenen, und daß er deshalb, im Kriege noch mehr als in Friedenszeiten, seinen Soldaten ein Vorbild sein soll, ohne Rücksicht auf eigene Person und eigenes Leben."

Oberst Hans-Ulrich Rudel, der „Tapferste der Tapferen", wie der legendäre „Adler der Ostfront" auch genannt wird, machte sich in aussichtslosen Lagen das Wort zu eigen: „Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt!" und wurde Vorbild einer ganzen Generation.

Würden alle im Chaos der Nachkriegszeit gesund gebliebenen Kräfte im deutschen Volk Rudels Kampfwort bei all ihrem Tun beherzigen, könnte der Zeit zum Trotz Wirklichkeit werden: „Noch ist Deutschland nicht verloren!"

